



# Leseprobe

Dmitry Glukhovsky  
**Future**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



---

Seiten: 928

Erscheinungstermin: 12. Mai 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### Willkommen in der Zukunft!

Seit die Sterblichkeit überwunden wurde, ist die Erde vollkommen überbevölkert. Ganz Europa ist zu einer einzigen Megapolis aus gigantischen Wohntürmen zusammengewachsen. Nur die Reichen und Mächtigen können sich in den obersten Etagen noch ein unbeschwertes Leben leisten, während die Mehrheit der Bevölkerung auf den niederen Ebenen ein beengtes Dasein fristet. Die Fortpflanzung ist streng reglementiert, und illegale Geburten werden unnachgiebig verfolgt. Als der Polizist Nr. 717 auf den Anführer einer Terrorgruppe angesetzt wird, gerät er in das Netz eines Komplotts, das bis in die höchsten Etagen der Gesellschaft reicht – und das die brutale Ordnung ins Wanken bringen wird.



### Autor

## Dmitry Glukhovsky

---

Dmitry Glukhovsky, geboren 1979 in Moskau, hat in Jerusalem Internationale Beziehungen studiert und arbeitete als TV- und Radio-Journalist unter anderem für den Fernsehsender EuroNews und die Deutsche Welle. Mit seinem Debütroman »METRO 2033« landete er auf Anhieb einen Bestseller. Er gilt als einer der neuen Stars der jungen russischen Literatur. Der Autor lebt in Moskau und Barcelona.

Instagram: @glukhovsky, Twitter: @glukhovsky,  
Facebook: @glukhovskybooks

Von Dmitry Glukhovsky sind erschienen:

*Metro 2033*

*Metro 2034*

*Sumerki – Dämmerung*

In Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM  
sind erschienen:

Andrej Djakow: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Djakow: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

Tullio Avoledo: *Die Wurzeln des Himmels*

Andrej Djakow: *Hinter dem Horizont*

Suren Zormudjan: *Das Erbe der Ahnen*

Mehr Informationen über Dmitry Glukhovsky und sein  
METRO 2033-UNIVERSUM auf:

**diezukunft.de** ➔

# INHALT

I · Horizonte	7
II · Wirbel	37
III · Razzia	61
IV · Träume	92
V · Vertigo	128
VI · Begegnung	160
VII · Geburtstag	192
VIII · Nach Plan	221
IX · Flucht	252
X · Fetisch	277
XI · Helen – Beatrice	305
XII · Beatrice – Helen	345
XIII · Glück	373
XIV · Paradies	402
XV · Hölle	439
XVI · Wiedergeburt	479
XVII · Anrufe	510
XVIII · Ma	527
XIX · Basile	565
XX · Meer	583
XXI · Purgatorium	610
XXII · Götter	645

XXIII	·	Vergebung	678
XXIV	·	Zeit	705
XXV	·	Flug	730
XXVI	·	Annelie	757
XXVII	·	Sie	784
XXVIII	·	Erlösung	815
XXIX	·	Rocamora	846
XXX	·	Aufgabe	878

# I · HORIZONTE

So ein Lift ist eine großartige Sache. Es gibt jede Menge Gründe, die für einen Aufzug sprechen.

Wenn du dich horizontal bewegst, weißt du eigentlich immer, wo du am Ende landest.

Im vertikalen Modus dagegen kannst du wer weiß wo rauskommen.

Es gibt zwar nur zwei Richtungen, nämlich rauf und runter, trotzdem kannst du dir nie sicher sein, was du zu sehen bekommst, wenn sich die Aufzugtüren öffnen: ein schier unermessliches Großraumbüro, in dem Sachbearbeiter in Einzelgehegen sitzen wie in einem Tierpark, eine idyllische Pastorale mit sorglosen Schäfern oder eine Heuschreckenfarm. Vielleicht aber auch eine riesige Halle, in der einsam und ziemlich ramponiert die Notre-Dame herumsteht. Gut möglich, dass du dich plötzlich inmitten eines stinkenden Slums wiederfindest, wo jeder Mensch gerade mal dreißig Zentimeter Wohnraum besitzt, oder an einem Swimmingpool mit Mittelmeerpanorama oder in einem Labyrinth aus engen Fluren, wo sich die Gebäudetechnik verbirgt. Manche Ebenen sind allgemein zugänglich, andere öffnen sich nur für bestimmte Fahrgäste, und dann gibt es noch solche, von deren Existenz niemand weiß außer den Architekten des jeweiligen Turms.

Die Türme sind hoch genug, um die Wolken zu durchbrechen, und ihre Wurzeln reichen sogar noch tiefer in die Erde hinab. Die Christen behaupten, dass in dem Turm, der an der Stelle des Vatikans errichtet wurde, bestimmte Aufzüge bis in die Hölle und wieder zurück fahren, während andere wiederum die Gerechten direkt bis ins Paradies befördern. Einmal habe ich mir einen dieser Prediger geschnappt und ihn gefragt, warum sie die Leute noch immer an der Nase herumführen. All das Gerede von der Unsterblichkeit der Seele ist heute so was von sinnlos, damit weiß sowieso niemand mehr was anzufangen. Das Paradies der Christen ist wahrscheinlich ein genauso trostloses Loch wie der Petersdom selbst: Kein Schwein zu sehen, überall liegt fingerdick der Staub. Der Typ jedenfalls stotterte irgendwas von einer Vorbildfunktion für die Massen, man müsse mit den Schäfchen in ihrer Sprache sprechen und so. Ich hätte diesem Betrüger die Finger brechen sollen, damit es ihm nicht mehr so leichtfällt, sich zu bekreuzigen.

Um in zwei Kilometer Höhe zu gelangen, braucht man in den modernen Highspeed-Aufzügen nicht viel länger als eine Minute. Für die meisten von uns genug Zeit, um sich ein Werbevideo anzusehen, die Frisur zu richten oder nachzusehen, ob einem auch nichts zwischen den Zähnen steckt. Nur wenige verschwenden überhaupt einen Gedanken an die Innenausstattung oder die Größe der Kabine. Die meisten merken nicht mal, dass sich der Lift bewegt, obwohl die Beschleunigung ihnen sämtliche Darmschlingen und Hirnwindungen zusammenpresst.

Nach den Gesetzen der Physik müsste sich dabei doch auch die verdammte Zeit verdichten – wenigstens ein kleines bisschen. Von wegen: Jeder Augenblick in dieser Kabine dehnt sich, bläht sich auf ...

Schon zum dritten Mal schaue ich auf die Uhr. Diese verfluchte Minute will einfach nicht vergehen. Ich hasse Leute, die Aufzüge toll finden, und ich hasse Leute, die darin einfach ihr Spiegelbild betrachten können, als wäre nichts dabei. Ich hasse Aufzüge, und ich hasse den Typen, der sie sich ausgedacht hat. Was für eine teuflische Erfindung, einen engen Kasten über einen Abgrund zu hängen, darin lebende Menschen einzupferchen und dem Kasten die Entscheidung zu überlassen, wann er sie wieder in die Freiheit entlässt!

Die Tür will sich immer noch nicht öffnen; schlimmer noch, die Kabine macht nicht einmal Anstalten langsamer zu werden. So hoch bin ich, glaube ich, noch nie hinaufgefahren.

Auf die Höhe schieß ich, die stört mich nicht. Wenn's sein muss, stell ich mich auf einem Bein auf den Everest. Hauptsache, ich komme endlich aus diesem verfluchten Kasten raus.

Nicht darüber nachdenken, sonst krieg ich keine Luft mehr. Warum habe ich schon wieder diese klebrigen Gedanken zugelassen? Dabei war ich doch gerade so schön am Philosophieren – über den verlassenen Petersdom, smaragdgrüne toskanische Hügel im Frühsommer ... Schließ die Augen, stell dir vor, du stehst mitten in hohem Gras ... Es reicht dir bis zur Hüfte ... So soll man es machen, stand in diesem Buch ... Einatmen ... Ausatmen ... Gleich geht's dir wieder besser ... Gleich ...

Woher soll ich verdammt noch mal wissen, wie das ist, bis zur Hüfte im Gras zu stehen?! Ich bin einer Wiese noch nie näher gekommen als bis auf ein paar Schritte – wenn man von Kunstrasen mal absieht.

Warum habe ich mich überhaupt darauf eingelassen, so hoch hinaufzufahren? Warum habe ich diese Einladung angenommen?

Auch wenn sich das hier nur schwer als Einladung bezeichnen lässt.

Da lebst du ein stinknormales Leben an der Kakerlakenfront, läufst durch Spalten in Böden und Wänden wie durch Schützengräben, selbst beim kleinsten Geräusch erstarrst du, weil du glaubst, dass es dir gilt und du gleich zerdrückt wirst. Dann, eines schönen Tages, krabbelst du ausnahmsweise mal ans Licht – und schwupp, sitzt du in der Falle. Doch anstatt mit einem Knacks deine Käferseele auszuhauchen, fliegst du hinauf, von starken Fingern gepackt, denn offenbar will dich dort oben jemand begutachten.

Der Aufzug steigt noch immer. Auf einem Werbebildschirm, so groß wie eine der Kabinenwände, ist eine stark geschminkte Tussi zu sehen, die gerade eine Glückstablette schluckt. Die anderen Wände sind beige gepolstert. Das beruhigt die Passagiere und verhindert, dass sie sich bei einer Panikattacke die Köpfe einschlagen. Toll, wirklich jede Menge Gründe, die für Aufzüge sprechen ...

Die Lüftung summt. Trotzdem tropft mir der Schweiß auf den beigen, federnden Boden. Meine Kehle lässt keine Luft mehr durch, als würde eine mächtige Pranke sie zusammenpressen. Die Tussi blickt mir in die Augen und lächelt. Durch einen winzigen Spalt im Hals bekomme ich gerade noch genug Sauerstoff, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Die beigen Wände verengen sich langsam, fast unmerklich, als wollten sie mich erdrücken.

Lasst mich raus!

Ich drücke der Tussi meine Hand auf den rot lächelnden Mund. Es scheint ihr sogar zu gefallen. Dann verschwindet das Bild, und die Wand verwandelt sich wieder in einen Spiegel. Ich blicke mir ins Gesicht. Und lächle.

Ich drehe mich um und hole aus, um der Tür einen Fausthieb zu verpassen.

Da bleibt der Lift stehen.

Die Türhälften gleiten auseinander.

Die stählernen Finger, die meine Atemröhre umklammern, lockern widerwillig ihren Griff.

Ich stürze aus der Kabine in die Lobby. Sieht ganz nach einem Steinboden aus, die Wände sind wahrscheinlich holzgetäfelt. Die Beleuchtung ist abendlich, hinter der dezenten Empfangstheke wartet ein braungebrannter, freundlicher Concierge im Casual-Look. Keine Namensschilder, kein Wachdienst: Wer hier Zutritt hat, weiß, wo er sich befindet und welchen Preis er für jegliche Art von Fehltritt zahlen würde.

Ich will mich vorstellen, doch der Concierge winkt freundlich ab.

»Gehen Sie ruhig weiter. Hinter dem Empfang ist ein zweiter Aufzug.«

»Was, noch einer?!«

»Er bringt Sie direkt aufs Dach. Es dauert nur wenige Sekunden.«

Aufs Dach?

Ich bin noch nie auf einem Dach gewesen. Mein Leben spielt sich in Boxen und Röhren ab, wie es sich gehört. Wenn ich mal rauskomme, bin ich hinter jemandem her. Kommt hin und wieder vor. Ist aber ansonsten uninteressant.

Dächer sind etwas anderes.

Ich ziehe ein beflissenes Lächeln über meine verschwitzte Birne, reiße mich zusammen und schreite auf den Geheimlift zu.

Keine Bildschirme, keine Knöpfe. Ich hole tief Luft und tauche hinein. Der Boden ist mit Parkett aus russischem Holz aus-

gelegt – eine Rarität. Für einen Augenblick vergesse ich meine Angst, gehe in die Hocke und betaste ihn. Nein, das hier ist kein Laminat, sondern tatsächlich massiv.

In dieser idiotischen Pose – irgendwo auf der Entwicklungslinie zwischen Affe und Mensch – befinde ich mich noch, als sich die Tür wieder öffnet und *sie* mich erblickt. Über meine Körperhaltung scheint sie sich nicht sonderlich zu wundern. Das macht wohl die Erziehung.

»Ich ...«

»Ich weiß, wer Sie sind. Mein Mann verspätet sich. Er hat mich gebeten, Sie bei Laune zu halten – sozusagen als Vorprogramm. Ich bin Helen.«

»Wenn das so ist ...«, entgegne ich lächelnd, noch immer auf den Knien, und küsse ihr die Hand.

Sie zieht ihre Finger zurück und sagt: »Ihnen ist wohl ein wenig heiß geworden.«

Ihre Stimme ist kühl und flach, ihre Augen sind hinter den riesigen runden Gläsern einer Sonnenbrille verborgen. Die breite Krempe eines eleganten Hutes – braune und beige Streifen in konzentrischem Wechsel – verschleiert ihr Gesicht. Alles, was ich sehen kann, sind kirschrot geschminkte Lippen und zwei perfekte, kokainweiße Zahnreihen. Möglicherweise die Verheilung eines Lächelns. Aber vielleicht ist diese angedeutete Lippenbewegung auch nur dazu gedacht, bei Männern schlüpfrige Hirngespinnste hervorzurufen. Nur so zur Übung.

»Ich fühle mich etwas beengt«, gebe ich zu.

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen unser Haus.«

Ich richte mich auf und bemerke, dass ich größer bin als sie. Trotzdem kommt es mir so vor, als ob sie mich durch ihre Gläser noch immer von oben herab ansieht. Sie hat sich mit ihrem

Vornamen vorgestellt, aber das ist nur gespielte Demokratie. Frau Schreyer, so sollte ich sie eigentlich anreden, wenn ich berücksichtige, wer ich bin – und wessen Frau sie ist.

Ich habe nicht die geringste Ahnung, wozu ihr Mann mich braucht, und noch viel weniger kann ich mir vorstellen, warum er mich hat kommen lassen. Ich an seiner Stelle wäre mir zu schade gewesen.

Aus dem hellen Flur – der Zugang zum Lift tarnt sich als gewöhnliche Haustür – treten wir in eine Galerie geräumiger Zimmer. Helen geht voraus, zeigt den Weg, ohne sich nach mir umzudrehen. Das ist gut so, denn ich glotze umher wie der letzte Dorftrottel. Ich bin schon in den unterschiedlichsten Wohnungen gewesen. Schließlich ist mein Job dem des Sensenmanns ziemlich ähnlich: Ich mache keinen Unterschied zwischen Arm und Reich. Aber eine Ausstattung wie diese hier habe ich noch nie gesehen.

Was die Schreyers an Wohnraum besitzen, reicht ein paar Hundert Ebenen weiter unten für mehrere Wohnviertel.

Ich muss nicht mehr auf dem Boden herumkriechen, um zu begreifen: In diesem Haus ist alles echt. Die leicht fugig verlegten, geschliffenen Holzdielen, die träge rotierenden Messingventilatoren an der Decke, die dunkelbraunen asiatischen Möbel und die vom häufigen Anfassen glänzenden Türbeschläge sind natürlich nur Stilelemente. Das Innenleben dieses Hauses ist hochmodern, aber eben hinter einer Verkleidung aus echtem Messing und Holz verborgen. Unpraktisch und unverhältnismäßig teuer, finde ich, denn Komposit kostet nur einen Bruchteil davon und hält ewig.

Die schattigen Zimmer sind leer. Es sind keine Bediensteuten zu sehen. Nur manchmal zeichnet sich im Dunkeln eine

menschliche Gestalt ab, die sich aber sogleich als Skulptur entpuppt – mal aus Bronze mit weißlich grüner Patina, mal aus lackiertem Ebenholz. Von irgendwo dringt leise alte Musik zu uns, auf deren Wogen Helen Schreyer mit leicht schwankenden, hypnotischen Bewegungen durch ihre schier grenzenlosen Besitzungen segelt.

Ihr Kleid: ein schlichtes, kaffeefarbenes Rechteck. Die Schultern betont, der Ausschnitt schmucklos rund, was einen abweisenden Eindruck erweckt. Der lange, aristokratische Hals liegt frei, während der Rest ihres Körpers bedeckt bleibt, doch an den Schenkeln endet das Kleid abrupt mit einer schnurgeraden, gleichsam gezeichneten Kante, hinter der erneut alles im Schatten liegt. Das Schöne liebt den Schatten, denn jeder Schatten ist eine Versuchung.

Wir biegen um eine Ecke, durchschreiten einen Bogen – und plötzlich ist die Decke verschwunden.

Über mir gähnt die Weite des Himmels. Ich erstarre auf der Stelle.

Teufel! Ich wusste, was kommen würde, und doch bin ich darauf nicht vorbereitet.

Sie dreht sich um und lächelt herablassend.

»Sie sind wohl noch nie auf einem Dach gewesen?«

Sie sind also ein Plebejer, will sie damit sagen.

»In meinem Job habe ich weitaus häufiger in den Slums zu tun, Helen. Waren Sie schon einmal in den Slums?«

»Ach ja ... Ihr Job ... Sie bringen Menschen um, oder so ähnlich, nicht wahr?«

Sie scheint keine Antwort zu erwarten. Stattdessen dreht sie sich einfach um und geht weiter. Und tatsächlich folge ich ihr ohne Antwort. Den Himmel habe ich inzwischen verdaut, also

reiß ich mich vom Türrahmen los – und nehme erst jetzt wahr, wohin mich der Aufzug gebracht hat.

In ein echtes Paradies. Aber nicht in dieses zuckersüße Surrogat der Christen, sondern in mein ganz persönliches Himmelreich, das ich zwar noch nie gesehen, aber von dem ich, wie ich jetzt feststelle, mein ganzes Leben geträumt habe.

Wohin ich auch blicke, nirgends gibt es Wände! Wir sind aus einem großen Bungalow auf eine weitläufige, sandige Lichtung getreten, inmitten eines verwilderten tropischen Gartens. Bohlenpfade führen in verschiedene Richtungen, ihr Ende ist nicht zu erkennen. Obstbäume und Palmen, exotische Sträucher mit riesigen saftigen Blättern, weiches grünes Gras – die gesamte Vegetation glänzt wie Plastik, ist aber zweifellos echt.

Zum ersten Mal seit verdammt langer Zeit atme ich frei. Als hätte mein ganzes mieses Leben lang ein fettes Drecksweib auf mir gehockt, mir die Rippen eingedrückt und meinen Atem vergiftet. Endlich habe ich es abgeworfen, und der Druck ist weg. Seit ewigen Zeiten habe ich mich nicht mehr so frei gefühlt. Vielleicht sogar noch nie.

Während ich Helens bronzefarbener Gestalt über einen der Bohlenpfade folge, betrachte ich diesen Ort. Mein Traumdomizil. Schreyers Residenz ist einer tropischen Insel nachempfunden. Dass sie künstlich ist, verrät allein ihre geometrische Vollkommenheit: Sie bildet einen Kreis von vielleicht fünfhundert Metern Durchmesser, umgürtet von der gleichmäßigen Linie eines Sandstrands.

Als Helen mich auf den Strand hinausführt, verliere ich die Beherrschung. Ich bücke mich und senke meine Hand in den feinen, samtweißen Sand. Man könnte meinen, wir wären auf einem einsamen Atoll irgendwo in der unendlichen Weite des

Ozeans, wäre da nicht jene durchsichtige Wand, die den Strand anstelle der schäumenden Brandung begrenzt. Jenseits davon geht es steil hinab, und einige Meter weiter unten sind Wolken zu sehen. Trotz der geringen Entfernung ist die Glaswand kaum zu erkennen. Sie steigt steil hinauf und geht in eine riesige Kuppel über, die sich über die gesamte Insel wölbt. Die Kuppel ist in mehrere Segmente unterteilt, die sich unabhängig voneinander bewegen lassen, sodass stets ein Teil des Strands und Gartens direkt von der Sonne beschienen werden.

Auf einer Seite plätschert blaues Wasser zwischen dem Strand und der Glaswand: ein kleiner Pool, ein etwas bemühter Versuch, den Schreyers ein Stückchen Ozean zu suggerieren. Unmittelbar davor stehen zwei Liegestühle im Sand.

Auf dem einen lässt sie sich nieder.

»Wie Sie sehen, sind wir hier immer über den Wolken«, sagt Helen. »Ein idealer Ort, um ein Sonnenbad zu nehmen.«

Ich selbst habe die Sonne mehrmals gesehen. Auf den tieferen Ebenen aber kenne ich jede Menge Leute, die gelernt haben, mit einer gemalten Sonne auszukommen. Offenbar muss der Mensch nur lang genug in unmittelbarer Nachbarschaft mit einem Wunder leben, damit es ihm langweilig wird. Flugs erfindet er noch einen praktischen Verwendungszweck dafür: Die Sonne? Ach ja, davon wird man so schön braun ...

Der zweite Liegestuhl gehört sicher ihrem Mann. Ich kann es förmlich vor mir sehen, wie diese beiden Himmelsbewohner abends von ihrem Olymp auf die Welt herabschauen, von der sie glauben, sie gehöre ihnen.

Ich setze mich einige Schritte neben ihr in den Sand und blicke in die Ferne.

»Wie gefällt es Ihnen bei uns?« Sie lächelt gönnerhaft.

Ringsum erstreckt sich, so weit das Auge reicht, ein bauschichtiges Wolkenmeer, über das Hunderte, nein Tausende fliegender Inseln segeln. Es sind die Dächer anderer Türme, die Wohnstätten der Reichsten und Mächtigsten, denn in einer Welt, die aus Millionen hermetischer, miteinander verschraubter Boxen besteht, gibt es nichts Wertvolleres als offenen Raum.

Auch die meisten anderen Dächer sind zu Gärten oder Hainen umgestaltet worden. Es scheint, als kokettierten die Bewohner des Himmels mit ihrer Sehnsucht nach der Erde.

Dort hinten, wo die letzten sichtbaren Inseln im Dunst verschwimmen, umspannt der Ring des Horizonts das Weltengebilde. Zum ersten Mal sehe ich jene winzige schmale Linie, die die Erde vom Himmel trennt. Wenn man auf einer der unteren oder mittleren Ebenen ins Freie tritt, ist die Aussicht immer verbaut: Das Einzige, was man sieht, sind benachbarte Türme, und sollte man doch einmal zwischen zweien hindurchsehen können, so trifft der Blick doch wieder nur auf Türme, die in weiterer Ferne stehen.

Der wirkliche Horizont unterscheidet sich gar nicht sonderlich von dem, den man uns auf unseren Wandbildschirmen präsentiert. Natürlich weiß jeder, dass dieser nur ein Bild oder eine Projektion ist – der echte Horizont ist viel zu wertvoll. Der Anblick des Originals steht nur den wenigen zu, die ihn sich leisten können, alle anderen müssen sich mit Abbildungen im Taschenkalender begnügen.

Ich schöpfe eine Handvoll feinen weißen Sand. Er ist so weich, dass ich ihn mit den Lippen berühren möchte.

»Sie beantworten meine Fragen nicht«, bemerkt sie vorwurfsvoll.

»Verzeihung. Was wollten Sie wissen?«

Solange sie sich hinter ihren libellenartigen Okularen verbirgt, bin ich mir nicht sicher, ob sie meine Meinung wirklich interessiert, oder ob sie mich nur pflichtbewusst bei Laune hält, wie von ihrem Ehegatten aufgetragen.

Ihre gebräunten Unterschenkel, umflochten von goldenen Riemchen ihrer hohen Sandalen, glänzen im Sonnenlicht. Ihre Zehennägel sind elfenbeinfarben lackiert.

»Wie gefällt es Ihnen bei uns?«

Die Antwort habe ich sofort parat.

Ich wünschte, auch ich wäre als sorgloser Faulpelz in diesen Paradiesgarten hineingeboren worden, als einer, für den Sonnenstrahlen etwas Selbstverständliches sind, der nicht panisch auf Wände starren muss, der in Freiheit lebt und in vollen Zügen atmet! Stattdessen ...

Mein einziger Fehler war, dass ich aus der falschen Mutter herausgekrochen bin. Jetzt muss ich mein ganzes unendliches Leben dafür bezahlen.

Ich schweige. Und lächle. Lächeln kann ich gut.

»Ihr Zuhause ist eine riesige Sanduhr«, antworte ich grinsend, lasse die weißen Körnchen herabrieseln und blinzele in die Sonne, die genau über der gläsernen Kuppel im Zenit steht.

»Ich sehe, dass die Zeit für Sie offenbar noch fließt.« Wahrscheinlich meint sie den Sand, der zwischen meinen Fingern hindurchrieselt. »Für uns steht sie längst still.«

»Oh! Vor den Göttern ist sogar die Zeit machtlos.«

»Sie und Ihresgleichen bezeichnen sich doch als Unsterbliche«, entgegnet sie, ohne auf meine hämische Bemerkung einzugehen. »Ich dagegen bin nur ein einfacher Mensch aus Fleisch und Blut.«

»Und doch ist die Wahrscheinlichkeit zu sterben bei mir wesentlich höher als bei Ihnen.«

»Sie haben sich diese Arbeit selbst ausgesucht.«

»Da irren Sie sich«, antworte ich, noch immer lächelnd. »Man könnte sogar sagen, dass die Arbeit mich gewählt hat.«

»Mord ist also eine Art Berufung für Sie?«

»Ich ermorde niemanden.«

»Da habe ich Gegenteiliges gehört.«

»Diese Leute haben auch eine Wahl. Ich folge stets den Regeln. Technisch gesehen, natürlich ...«

»Wie langweilig.«

»Langweilig?«

»Ich dachte, Sie sind ein Killer. Dabei sind Sie ein Bürokrat.«  
Ihr den Hut vom Kopf reißen und ihre Haare um meine Faust wickeln.

»Jetzt sehen Sie mich allerdings an wie ein Killer. Sind Sie sicher, dass Sie die Regeln immer befolgen?«

Sie stellt eines ihrer Beine auf, der Schatten wird größer, ein Strudel breitet sich aus, und ich befinde mich an seinem äußersten Rand, spüre ein Ziehen in der Brust, ein Vakuum, als könnten meine Rippen jeden Augenblick einbrechen ... Wie bringt es diese verwöhnte Schlampe fertig, mich so zu manipulieren?

»Regeln befreien einen von der Verantwortung«, äußere ich abwägend.

Sie zieht die Augenbrauen hoch. »Sie fürchten sich vor der Verantwortung? Haben Sie am Ende sogar Mitleid mit all diesen armen Leuten, die Sie ...«

»Hören Sie. Ist Ihnen noch nie in den Sinn gekommen, dass nicht jeder in solchen Verhältnissen leben kann wie Sie? Wahrscheinlich wissen Sie gar nicht, dass sogar auf einigermaßen an-

ständigen Ebenen gerade mal vier Quadratmeter pro Kopf die Norm sind! Ist Ihnen bekannt, wie viel ein zusätzlicher Liter Wasser kostet? Und ein Kilowatt? Einfache Menschen aus Fleisch und Blut beantworten diese Fragen, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Und wissen Sie auch, warum Wasser, Energie und Wohnraum so teuer sind? Wegen dieser ach so armen Leute, die unsere Wirtschaft – und übrigens auch Ihren Elfenbeinturm – endgültig in den Ruin treiben, wenn wir uns nicht um sie kümmern.«

»Für einen Auftragsmörder sind Sie ziemlich eloquent, auch wenn ich Ihrem flammenden Plädoyer ganze Passagen aus einer Rede meines Mannes entnehme. Ich hoffe, Sie haben nicht vergessen, dass Ihre Zukunft in seinen Händen liegt?«

Diese beiläufige Kälte, als ob sie sich nur so erkundigt.

»In meinem Job habe ich gelernt, die Gegenwart zu schätzen.«

»Natürlich, wenn man täglich anderen die Zukunft stiehlt ... Da ist wohl irgendwann ein gewisser Sättigungsgrad erreicht?«

Ich erhebe mich. Schreyers Miststück hat einen ganzen Satz Nadeln aus dem Ärmel gezogen, und jetzt steckt sie mir eine nach der anderen rein, um herauszufinden, wo es mir wehtut. Aber ich habe keine Lust, diese idiotische Akupunktur über mich ergehen zu lassen.

»Wieso lächeln Sie?« Ihre Stimme klingt metallisch.

»Ich denke, ich muss los. Richten Sie Herrn Schreyer aus, dass ...«

»Ist Ihnen schon wieder zu heiß? Oder zu eng? Dann versetzen Sie sich erst mal in die Lage dieser Leute. Sie bestrafen sie doch nur dafür, dass ...«

»Ich kann mich nicht in ihre Lage versetzen!«

»Ach ja, Ihr Gelübde ...«

»Darum geht es nicht! Ich weiß einfach, welchen Preis wir alle dafür zahlen, wenn sich mal wieder irgendwer nicht beherrschen kann! Ich selbst zahle diesen Preis! Ich, nicht Sie!«

»Machen Sie sich doch nichts vor! Sie können diese Menschen einfach nicht verstehen, weil Sie – ein Kastrat sind!«

»Wie bitte?!«

»Sie brauchen doch keine Frauen! Denn Sie ersetzen sie mit Ihren Tabletten! Oder etwa nicht?«

»Was soll das, zum Teufel?!«

»Sie sind doch genau wie alle anderen! Aus Überzeugung impotent! Ja, lachen Sie nur. Sie wissen, dass ich die Wahrheit sage.«

»Willst du, dass ich ...«

»Was ... was erlauben Sie sich?! Lassen Sie sofort los ...«

»Brauchst du ...«

»Lass mich los! Hier sind überall Kameras ... Ich ... Wage es bloß nicht!«

»Helen!«, schnurrt aus der Tiefe des Gartens ein samtener Bariton herüber. »Schatz, wo seid ihr?«

»Am Strand!« Es gelingt ihr nicht auf Anhieb, die Heiserkeit von ihrer Stimme zu streifen, also setzt sie gleich noch einmal an: »Wir sind hier, Erich, am Strand!«

Helen streicht ihr leicht zerknittertes Kaffeekleid zurecht. Dann, kurz bevor ihr Gemahl aus dem Dickicht tritt, versetzt sie mir eine Ohrfeige – und zwar eine richtig böse.

Jetzt bin ich ihre Geisel, denke ich mit stumpfer Gleichgültigkeit. Was habe ich von diesem Miststück zu erwarten? Weshalb ist sie plötzlich so auf mich losgegangen? Was ist da eigentlich eben zwischen uns passiert? Ihre Augen habe ich noch immer nicht zu sehen bekommen, auch wenn ihr der Hut in

den Sand gefallen ist, und sich jetzt honigblondes Haar über ihre Schultern ergießt ...

»Ah ... Da seid ihr ja!«

Er sieht genauso aus wie auf dem Bildschirm, wie in den Nachrichten: vollkommen. Seit der Zeit der römischen Patrizier sind solch aristokratische Züge nur ein einziges Mal auf die sündige Erde zurückgekehrt – nach Hollywood in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts –, um sodann wieder für lange Jahrhunderte zu verschwinden. Und jetzt sind sie also wieder da – diesmal für immer, denn Erich Schreyer wird niemals sterben.

»Helen ... Du hast unserem Gast ja nicht einmal einen Cocktail angeboten?«

Ich blicke an ihr vorbei – auf den Sand, der rund um die Liegestühle aufgewühlt ist wie nach einem Stierkampf.

»Herr Senator ...« Ich neige den Kopf.

Seine grünen Augen blicken mich mit dem ruhigen Wohlwollen des Übermenschen und der zurückhaltenden Neugier des Insektenforschers an. Vielleicht sind ihm der heruntergefallene Hut und die Spuren im Sand gar nicht aufgefallen. Sicher achtet er nur selten auf das, was sich unter seinen Füßen befindet.

»Ich bitte Sie, warum denn so förmlich ... Sie sind hier bei mir zu Hause, und zu Hause heiße ich einfach Erich.«

Ich nicke schweigend.

»Schließlich ist meine Rolle als Senator nur eine von vielen, nicht wahr? Und nicht einmal die wichtigste. Sobald ich zu Hause ankomme, ziehe ich sie aus wie einen Anzug und hänge sie im Flur auf. Wir alle spielen nur unsere Rollen, und nach einer gewissen Zeit fängt doch jeder Anzug an zu kratzen ... Haha ...«

»Tut mir leid, aber ich komme aus meinem wohl nicht mehr raus«, entgegne ich unwillkürlich. »Ich fürchte, er ist mir zur zweiten Haut geworden.«

»Auch eine Haut kann man abstreifen.« Schreyer zwinkert mir freundschaftlich zu und greift nach dem Hut, der noch immer im Sand liegt. »Hatten Sie denn schon Gelegenheit, sich in meinem Domizil etwas umzusehen?«

»Nein ... Ihre Frau und ich waren zu sehr ins Gespräch vertieft ...«

Helen sieht mich nicht an. Offenbar hat sie noch nicht entschieden, ob sie mich hinrichten oder begnadigen soll.

»Ich besitze nichts Wertvolleres«, sagt er lachend und reicht ihr den gestreiften Hut. »Cocktails, Helen. Für mich einen *Beyond the Horizon* ... und für Sie?«

»Einen Tequila«, antworte ich. »Als Muntermacher.«

»Oh! Welch unsterbliches Getränk ... Also dann, einen Tequila, Helen.«

Sie deutet eine demütige Verneigung an.

Natürlich ist dies ein Zeichen besonderer Aufmerksamkeit, ebenso wie die Tatsache, dass Schreyer seine Gemahlin gebeten hat, mich zu empfangen. Eine Aufmerksamkeit, die ich nicht verdient habe – und ich bin mir nicht sicher, ob ich sie mir verdienen will.

Ich bin grundsätzlich gegen ein Leben auf Kredit. Du erwirbst etwas, das dir nicht gehören sollte, und begleichst deine Schuld damit, dass du dir selbst nicht mehr gehörst. Ein bescheuertes Konzept.

»Woran denken Sie gerade?«

»Ich versuche zu verstehen, warum Sie mich hierherbeordert haben.«

»Beordert! Hörst du das, Helen? Ich habe Sie eingeladen. Damit wir uns kennenlernen.«

»Wozu?«

»Aus Neugier. Ich interessiere mich für Leute wie Sie.«

»Allein in Europa gibt es 120 Milliarden Leute wie mich. Und davon empfangen Sie einen pro Tag? Mir ist klar, dass Ihnen keine zeitlichen Grenzen gesetzt sind, aber trotzdem ...«

»Sie machen einen nervösen Eindruck. Sind Sie erschöpft? Hat die Fahrt hierher zu lang gedauert?«

Damit meint er die Aufzüge. Er weiß also Bescheid. Hat sich tatsächlich die Zeit genommen, meine Akte zu lesen.

»Das geht gleich vorbei«, sage ich und stürze den doppelten Tequila herunter.

Gelblich saures Feuer, geschmolzener Bernstein, wie Schmirgelpapier in der Kehle. Ein wunderbares Aroma, aber seltsam, so gar nicht synthetisch. Mit nichts vergleichbar, was ich bisher probiert habe – und das macht mich misstrauisch. Ich halte mich für einen Kenner.

»Was ist das? *La Tortuga?*«, frage ich aufs Geratewohl.

»Aber nein, ich bitte Sie«, antwortet er schmunzelnd.

Er reicht mir ein Stück Zitrone. Wie großzügig von ihm. Ich schüttele den Kopf. Für solche, die Feuer und Schmirgelpapier nicht mögen, gibt es Cocktails à la *Beyond the Horizon* und anderes süßes Zeug.

»Sie haben meine Akte gelesen?« Der Alkohol brennt auf meinen rissigen Lippen. Ich fahre mit der Zunge darüber, um das Gefühl noch etwas zu verlängern. »Ich bin geschmeichelt.«

»Das gehört zu meinen Pflichten«, antwortet Schreyer mit ausgebreiteten Armen. »Sie wissen ja, die Unsterblichen befinden sich unter meinem Schutz.«

»Unter Ihrem Schutz? Erst gestern habe ich in den Nachrichten gehört, dass Sie bereit wären, die Phalanx aufzulösen, wenn das Volk es will.«

Helen dreht ihre Okulare in meine Richtung.

»Mitunter wirft man mir Prinzipienlosigkeit vor.« Schreyer zwinkert mir zu. »Aber ein eisernes Prinzip habe ich doch: jedem das zu sagen, was er von mir hören will.«

Witzbold.

»Nicht jedem«, wirft Frau Schreyer ein.

»Ich spreche von Politik, meine Liebe.« Schreyer wirft ihr ein strahlendes Lächeln zu. »Nur so hat man eine Chance, in der Politik zu überleben. Die Familie dagegen ist jener stille Hafen, in dem wir ganz wir selbst sein können. Wo, wenn nicht in der Familie, können und müssen wir aufrichtig sein?«

»Klingt großartig«, kommentiert sie.

»Dann fahre ich fort, wenn du gestattest, meine Liebe«, schnurrt er. »Es ist doch so: Menschen, die glauben, was in den Nachrichten verkündet wird, vertrauen für gewöhnlich darauf, dass sich der Staat um sie kümmert. Würden wir diesen Leuten jedoch erzählen, wie der Staat dies tut, würden sie sich gar nicht mehr so wohl fühlen. Sie wollen nur eines hören: ›Keine Sorge, wir haben alles unter Kontrolle. Auch die Unsterblichen.«

»Diese ›außer Rand und Band geratenen Sturmtruppen‹.«

»Die Leute wollen einfach nur, dass ich sie beruhige. Dass ich ihnen versichere, dass die Unsterblichen in unserem altehrwürdigen Europa mit seiner jahrhundertealten Tradition der Demokratie und Menschenrechte nur eine vorübergehende, hässliche, aber notwendige Erscheinung sind.«

»Sie verstehen es, den Menschen Vertrauen in die Zukunft einzuflößen«, sage ich und spüre, wie sich in mir eine Schleuse

öffnet und der Tequila direkt in mein Blut dringt. »Aber Sie sollten wissen, dass auch wir diese Nachrichten sehen. Da ruft man Ihnen zu, dass die Unsterblichen Massenmörder sind, deren Treiben man längst ein Ende hätte setzen sollen, und Sie lächeln nur. Als ob Sie nichts mit uns zu tun hätten.«

»Das haben Sie ganz richtig formuliert: Als ob wir mit der Phalanx nichts zu tun hätten. Dafür geben wir Ihnen ja auch völlig freie Hand.«

»Und verkünden zugleich, dass wir völlig unkontrollierbar sind.«

»Aber Sie wissen doch ... Unser Staat basiert auf den Prinzipien der Menschlichkeit! Das Recht jedes Einzelnen auf Leben ist heilig, wie auch das Recht auf Unsterblichkeit! Europa hat die Todesstrafe vor Jahrhunderten abgeschafft, und wir werden niemals zu ihr zurückkehren, unter keinem Vorwand!«

»Jetzt erkenne ich Sie wieder, so kommen Sie in den Nachrichten rüber.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie so naiv sind. Bei Ihrem Beruf ...«

»Naiv? Ach, wissen Sie ... Wenn man so einen Job hat wie ich, würde man sich öfter mal ganz gern mit all diesen Leuten aus den Nachrichtensendungen unterhalten, die uns durch die Scheiße ziehen. Und jetzt bietet sich mir eben diese seltene Gelegenheit.«

Wieder zeigt sich ein Schmunzeln auf Schreyers Gesicht. »Es wird Ihnen nicht gelingen, mit mir einen Streit vom Zaun zu brechen. Erinnern Sie sich? Ich sage den Menschen immer genau das, was sie von mir hören wollen.«

»Und was, glauben Sie, will ich wohl hören?«

Schreyer nuckelt mit einem Strohalm an seinem phosphoreszierenden Schickimicki-Cocktail. Der Kelch ist kugelförmig – wenn man ihn abstellte, würde er einfach umkippen.

»In Ihrer Akte steht, dass Sie beflissen und ehrgeizig sind. Dass Sie die richtigen Motive haben. Es werden Beispiele angeführt für Ihr Verhalten bei Einsätzen. Das alles sieht gar nicht schlecht aus. Als hätten Sie eine große Zukunft. Und doch scheinen Sie irgendwo auf der Karriereleiter hängen geblieben zu sein.«

Ich bin sicher, in meiner Akte steht noch so einiges, was Schreyer aus reinem Kalkül nicht erwähnt – noch nicht.

»Daher gehe ich davon aus, dass Sie gern etwas von einer Beförderung hören würden.«

Schweigend kaue ich auf meiner Wange herum und versuche, nichts von mir preiszugeben.

»Und da ich stets meinem Prinzip folge« – erneut setzt er dieses freundliche Lächeln auf –, »will ich mit Ihnen genau darüber sprechen.«

»Warum ausgerechnet Sie? Für Beförderungen ist der Kommandeur der Phalanx zuständig. Sollte er nicht ...«

»Natürlich! Natürlich ist der gute alte Riccardo dafür zuständig. Ich unterhalte mich ja nur mit Ihnen.« Schreyer macht eine Handbewegung. »Derzeit sind Sie die rechte Hand des Gruppenführers. Korrekt? Die Empfehlung lautet, Sie zum Brigadekommandeur zu ernennen.«

»Zehn Einheiten? Unter meinem Befehl? Von wem kommt die Empfehlung?«

Tequilagesättigtes Blut pocht in meinen Schläfen. Eine Beförderung über zwei Stufen. Ich mache meinen Rücken gerade. Vorhin hätte ich fast seine Frau aufs Kreuz gelegt und ihm selbst die Fresse eingeschlagen. Großartig.

»Von einer bestimmten Stelle«, antwortet Schreyer und neigt den Kopf. »Was denken Sie darüber?«

Eine eigene Brigade zu befehligen hieße, nicht mehr selbst menschliche Schicksale zu Brei treten zu müssen. Es hieße, endlich mit einigen Leuten abrechnen zu können. Aber vor allem hieße es, aus meinem elenden Loch herauszukommen und ein etwas größeres Quartier zu beziehen ... Ich habe nicht die geringste Ahnung, wer mich empfohlen haben könnte.

»Ich denke«, sage ich widerstrebend, »dass ich das nicht verdient habe.«

»Sie denken, dass Sie das schon längst verdient haben«, entgegnet Schreyer. »Noch einen Tequila? Sie machen mir einen etwas unkonzentrierten Eindruck.«

Ich nicke. »Mir kommt es gerade vor, als ob mir jemand einen lebenslangen Kredit unterjubeln will.«

»Und Kredite mögen Sie gar nicht«, fällt Schreyer sogleich ein. »So steht es in Ihrer Akte. Aber keine Sorge, das hier ist kein Kredit. Gezahlt wird im Voraus.«

»Ich wüsste nicht, wie ich Sie kaufen könnte.«

»Mich? Sie stehen doch nicht bei irgendeinem Senator in der Schuld. Sondern bei der Gesellschaft. Bei Europa. Na gut, kürzen wir das Präludium ab. Helen, geh ins Haus.«

Sie widersetzt sich nicht und reicht mir zum Abschied den zweiten Double-Shot. Schreyer folgt ihr mit seltsamem Blick. Für einen Augenblick ist das Lächeln aus seinem schönen Gesicht verschwunden, und er scheint vergessen zu haben, irgendeine andere Miene aufzusetzen. Für Sekundenbruchteile sehe ich ihn, wie er wirklich ist: leer. Doch als er sich mir zuwendet, strahlt er wieder übers ganze Gesicht.

»Der Name Rocamora dürfte Ihnen bekannt sein?«

Ich nicke. »Ein Aktivist der Partei des Lebens. Einer ihrer Anführer ...«

»Ein Terrorist«, korrigiert mich Schreyer.

»Seit dreißig Jahren auf der Fahndungsliste ...«

»Wir haben ihn gefunden.«

»Und festgenommen?«

»Nein! Natürlich nicht. Stellen Sie sich vor: Eine Polizeiaktion, jede Menge Kameras, Rocamora ergibt sich, und am nächsten Tag ist er auf allen Kanälen. Dann beginnt ein öffentlicher Prozess, die größten Schwätzer des Landes werden ihn umsonst verteidigen wollen, nur wegen des Rampenlichts, während er das Gericht als Bühne missbraucht und zum Star wird ... Allein die Vorstellung ist wie ein Albtraum nach einem schweren Abendessen. Finden Sie nicht?«

Ich zucke mit den Schultern.

»In der Hierarchie der Partei des Lebens ist Rocamora die Nummer zwei, gleich nach Clausewitz«, fährt Schreyer fort. »Er und seine Leute versuchen die Grundfesten unserer Staatlichkeit zu untergraben. Unser labiles Gleichgewicht zu zerstören. Den Turm der europäischen Zivilisation zum Einsturz zu bringen. Aber noch können wir einen Präventivschlag ausüben. Und da kommen Sie ins Spiel.«

»Inwiefern?«

»Dank unseres Warnsystems wissen wir, wo er sich befindet. Er ist in Begleitung seiner schwangeren Freundin. Offenbar haben die beiden nicht vor, etwas zu melden. Eine hervorragende Gelegenheit für Sie, sich als Gruppenführer zu bewähren.«

»Gut«, antworte ich, während ich fieberhaft nachdenke. »Aber was können wir tun? Selbst wenn er die Wahl trifft ... Eine ge-

wöhnliche Neutralisierung. Nach der Spritze wird er noch einige Jahre weiterleben, vielleicht sogar die ganzen zehn ...«

»Wenn alles regulär abläuft. Aber wenn man so ein großes Tier in die Enge treibt, muss man sich auf Überraschungen gefasst machen. Es ist eine gefährliche Operation, das brauche ich Ihnen nicht zu erklären. Da kann alles Mögliche passieren!«

Schreyer legt mir seine Hand auf die Schulter.

»Sie verstehen doch, was ich meine? Eine heikle Angelegenheit ... Die Freundin im vierten Monat ... Er steht unter Druck, ist außer sich ... Dann taucht plötzlich eine Abteilung Unsterblicher auf ... Heldenmütig wirft er sich ihnen entgegen, um seine Geliebte zu schützen ... Es entsteht Chaos, keiner weiß hinterher so genau, wie alles passiert ist. Und am Ende gibt es keine anderen Zeugen als die Unsterblichen selbst.«

»Aber genau dasselbe könnte doch auch die Polizei erledigen, oder nicht?«

»Die Polizei? Wissen Sie, was für einen Skandal das hervorrufen würde? Da könnten wir diesen Mistkerl ja gleich in einer Gefängniszelle aufhängen. Die Unsterblichen dagegen ... sind etwas ganz anderes.«

Ich nicke: »Vollkommen unkontrollierbar.«

»Massenmörder, deren Treiben man längst ein Ende hätte setzen sollen.« Er nimmt erneut einen Schluck aus dem Kelch.  
»Was sagen Sie dazu?«

»Ich bin kein Killer, egal, was Sie Ihrer Frau über mich erzählen.«

»Erstaunlich«, schnurrt er seelenruhig. »Dabei habe ich Ihre Akte so genau studiert. Von Prinzipientreue war dort keine Rede. Vielleicht ist das ja was Neues. Ich werde es bei Gelegenheit nachtragen.«

Ich blicke ihm direkt in die Augen. »Schreiben Sie: Legt Wert auf eine saubere Weste.«

»Wohl eher: ›Hat einen Sauberkeitsfimmel.«

»Die Unsterblichen sind ihrem Kodex verpflichtet.«

»Der gilt für die unteren Ränge der Phalanx. Einfache Regeln für einfache Leute. Kommandeure dagegen sollten Flexibilität und Initiative an den Tag legen. Ebenso Personen, die gern Kommandeure wären.«

»Und seine Freundin? Hat sie etwas mit der Partei des Lebens zu tun?«

»Keine Ahnung. Ist Ihnen das nicht egal?«

»Soll sie auch ...?«

»Das Mädchen? Natürlich. Damit Ihre Version der Ereignisse nicht infrage gestellt werden kann.«

Ich nicke, doch gilt das nicht so sehr ihm, sondern eher mir selbst.

»Muss ich mich sofort entscheiden?«

»Nein, Sie haben noch ein paar Tage Zeit. Aber ich muss Ihnen sagen, dass wir noch einen weiteren Beförderungskandidaten haben.«

Sein Schweigen ist so beredt, dass ich klein beigebe.

»Wer ist es?«

»Na, na ... Nur keine Eifersucht! Vielleicht erinnern Sie sich an seine Personalnummer: 503.«

Ich lächle und stürze den Double-Shot mit einem Schluck herunter.

»Schön, dass Sie diesen Mann in so guter Erinnerung haben«, fährt Schreyer ebenfalls lächelnd fort. »In der Kindheit kommt einem wohl alles wesentlich schöner vor, als es in Wirklichkeit ist.«

»Ist Nr. 503 Mitglied der Phalanx?«, frage ich und merke, dass es mir sogar auf dieser vermaledeiten fliegenden Insel allmählich zu eng wird. »Nach den Regeln ...«

»Es gibt immer eine Ausnahme von der Regel«, unterbricht Schreyer und zeigt mir beflissen die Zähne. »Sie hätten da also einen sehr sympathischen Kompagnon.«

»Ich übernehme den Auftrag«, sage ich.

»Wie schön.« Er scheint sich nicht zu wundern. »Gut, dass ich bei Ihnen nicht um den heißen Brei herumreden muss. Solche Offenheit leiste ich mir nicht bei jedem. Noch einen Tequila?«

»Gern.«

Er geht selbst zu der mobilen Strandbar hinüber, lässt aus der angebrochenen Flasche erneut zwei Finger gelbes Feuer in mein quadratisches Glas plätschern. Durch den offenen Teil der Kuppel weht kühler Wind auf die Insel herab und zaust die fast unnatürlich grünen Baumkronen. Die Sonne beginnt Richtung Hölle zu fahren. Mein Kopf fühlt sich an, als würde er von einer eisernen Zwinge zusammengepresst.

»Wissen Sie, ewiges Leben und Unsterblichkeit sind nicht dasselbe«, sagt Schreyer, während er mir das Glas reicht. »Ewiges Leben ist hier.« Er greift sich an die Brust. »Unsterblichkeit ist hier.« Er deutet mit dem Zeigefinger auf seine Schläfe und schmunzelt erneut. »Ewiges Leben ist Teil der sozialen Grundversorgung. Unsterblichkeit dagegen ist nur für einige Auswählte bestimmt. Und ich denke ... Ich denke, dass Sie dazu gehören könnten.«

»Könnten?«, unterbreche ich sarkastisch. »Bin ich nicht schon einer der Unsterblichen?«

»Es ist der gleiche Unterschied wie zwischen einem Menschen und einem Tier.« Auf einmal zeigt er mir wieder sein

leeres Gesicht. »Für den Menschen ist er offensichtlich, für das Tier nicht.«

»Mir steht also noch eine Art Evolution bevor?«

Schreyer seufzt. »Von selbst geschieht leider gar nichts. Man muss das Tier in sich ausmerzen. Nehmen Sie eigentlich keine Gelassenheitspillen?«

»Nein. Derzeit nicht.«

»Wie schade«, ermahnt er mich wohlwollend. »Nichts erhebt den Menschen so sehr über sich selbst wie diese Pillen. Sie sollten es wieder einmal versuchen. Nun denn ... Auf Bruderschaft?«

Wir stoßen an.

»Auf deine Entwicklung!« Schreyer zuzelt den restlichen Inhalt aus seiner Kugel und stellt sie im Sand ab. »Danke, dass du gekommen bist.«

»Danke, dass Sie mich gerufen haben«, entgegne ich lächelnd.

Wenn Gott mit sanfter Stimme zu dem Schlächter spricht, so ruft er ihn wohl eher zur Opferbank als in die Reihen der Apostel. Und wer, wenn nicht der Schlächter, der doch selbst Gott spielt mit dem Vieh, sollte das begreifen.

»Was ist das bloß für eine Sorte?«, frage ich sinnierend, während ich durch mein Glas die Strahlen der untergehenden Sonne betrachte. »Ein *Francisco de Orellana*?«

»Nein, ein *Quetzalcoatl*. Wird schon seit gut hundert Jahren nicht mehr produziert. Ich trinke ihn nicht, aber der Geschmack soll ganz außerordentlich sein.«

»Ich weiß nicht«, antworte ich schulterzuckend. »Hauptsache, er wirkt.«

»Natürlich. Ach, und für den Fall, dass dir plötzlich Zweifel kommen ... Nr. 503 haben wir ebenfalls dorthin geschickt.

Tauchst du nicht auf, muss er den Auftrag erledigen.« Er seufzt, als wollte er mir bedeuten, wie unangenehm ihm diese Vorgehensweise ist. »Helen wird dich hinausbegleiten. Helen!«

Zum Abschied reicht er mir die Hand. Sein Händedruck fühlt sich angenehm kräftig an, die Haut ist trocken und glatt. Sicherlich nützt ihm das bei seiner Arbeit, auch wenn es überhaupt nichts aussagt. Das weiß ich aus eigener Erfahrung – in meinem Job komme ich ja mit nicht wenigen menschlichen Händen in Kontakt.

Er bleibt auf dem Strand zurück, während Helen – nun ohne Hut – mich zum Lift eskortiert. Bugsiert, sollte man wohl besser sagen, angesichts meines Zustands und der Tatsache, dass ich wie vorher in ihrem Kielwasser rudere.

»Haben Sie nichts zu sagen?«, erkundigt sich ihr Rücken.

Was mir heute zugestoßen ist, hat so überhaupt nichts mit der Wirklichkeit zu tun, und das macht mich leichtsinnig.

»Doch.«

Wir sind wieder im Haus. Ein Zimmer mit dunkelrot gestrichenen Wänden. An einer Seite das riesige goldene Relief eines Buddhagesichts, durchzogen von Rissen wie ein Spinnennetz, die Augen geschlossen, die Wangen gebläht von all den Träumen der letzten tausend Jahre. Darunter eine breite Liege, bezogen mit schwarzem, abgewetztem Leder.

Sie dreht sich um.

»Was denn?«

»Man merkt Ihnen an, dass Sie hier leben. Unter dieser Kuppel. Ihr Teint ist wirklich sehr ...« – ich lasse meinen Blick über ihre Beine gleiten, von den Sandalen bis zur Saumkante ihres Kleides –, »... sehr, sehr gleichmäßig. Sehr.«

Helen schweigt, aber ich sehe, wie sich ihre Brust unter dem kaffeefarbenen Stoff hebt.

»Ihnen ist wohl ein wenig heiß geworden«, bemerke ich.

»Mir ist ein wenig eng,« entgegnet sie und richtet den Kragen ihres Kleides.

»Ihr Gemahl hat mir empfohlen, Gelassenheitstabletten zu nehmen. Er findet, dass ich das Tier in mir ausmerzen sollte.«

Helen hebt langsam, gleichsam zweifelnd, die Hand, greift nach ihrer Sonnenbrille und setzt sie ab. Sie hat grüne Pupillen, eingefasst von einem dunkelbraunen Reif, aber irgendwie erscheinen sie mir matt, wie Smaragde, die zu lange unbeachtet in einer Vitrine gelegen sind. Hohe Wangenknochen, eine glatte Stirn, ein schmaler Nasenrücken ... Mit ihrer Brille scheint sie auch eine Art Panzer abgelegt zu haben, denn nun spüre ich ihre vollkommene Zerbrechlichkeit – diese einladende, herausfordernde weibliche Zerbrechlichkeit, die jeder Mann sofort zerreißen und niederstampfen möchte.

Plötzlich stehe ich ganz nah vor ihr.

»Tun Sie es nicht«, sagt sie.

Ich ergreife ihre Hand – heftiger als nötig – und ziehe sie nach unten. Ich weiß nicht, ob ich sie damit lieblosen oder ihr Schmerzen zufügen will.

»Das tut weh.« Sie versucht sich zu befreien.

Ich lasse sie los. Sie macht einen Schritt zurück.

»Gehen Sie.«

Auf dem restlichen Weg bis zum Aufzug schweigt Helen. Ich betrachte ihren Nacken, beobachte, wie glänzender Honig darüberfließt. Mir ist klar, dass es meine ungeschickte, falsche Bewegung war, die soeben eine Kollision im Weltraum verhindert hat. Diese unwiderstehliche Anziehungskraft, die sich vorhin so

plötzlich aufbaute, lässt allmählich wieder nach, und schon treiben die Flugbahnen unserer Schicksale uns wieder um Hunderte von Lichtjahren auseinander.

Zur Besinnung komme ich erst, als ich bereits in der Kabine stehe.

»Was soll ich nicht tun?«

Helen runzelt ein wenig die Stirn. Sie fragt nicht zurück. Sie erinnert sich an ihre Worte, denkt darüber nach.

»Lassen Sie Ihr Tier in Ruhe«, sagt sie schließlich. »Merzen Sie es nicht aus.«

Die Tür schließt sich.

## II · WIRBEL

Eigentlich dürfte ich hier gar nicht sein. Aber ich bin zu aufgewühlt, um nach Hause zu gehen, und zu betrunken, um mich zusammenzureißen – also bin ich hier.

Im Badehaus Quelle.

Von meiner Schale aus gesehen, scheint es das ganze Weltall einzunehmen.

Hunderte großer und kleiner Becken steigen in fächerförmigen Kaskaden in den warmen Abendhimmel auf. Sie alle sind über durchsichtige Röhren miteinander verbunden. Aus den Umkleidekabinen geht es zunächst mit einem Fahrstuhl einen etwa hundert Meter hohen Glasschacht hinauf, an dem die gesamte phantasmagorische Konstruktion befestigt ist. Ganz oben befindet sich ein breites Becken, von wo sich eine Vielzahl gläserner Tunnel in alle Himmelsrichtungen verzweigt. Auf schäumenden Bächen gleitet der Badegast abwärts, von einer Schale zur anderen, bis er diejenige gefunden hat, die ihm zusagt.

Jede dieser mit Meerwasser gefüllten Schalen pulsiert in einer bestimmten Farbe zum Takt einer eigenen Melodie. Dennoch ergibt sich kein kakophonisches Durcheinander: Von einem unsichtbaren Dirigenten geleitet, vereinigen sich Tausende von Schalen zu einem großen Orchester, unzählige Einzelstimmen

verschmelzen zu einer einzigen, gewaltigen Sinfonie. Genau wie die Röhren sind auch die Schalen durchsichtig. Blickt man von oben auf sie hinab, erscheinen sie wie Blüten an den Zweigen des Weltenbaums, von unten betrachtet dagegen sind es Heerscharen schillernder Seifenblasen, die der Wind ins abendliche Blau hinausträgt. Auch das vielfarbige Leuchten dieser scheinbar frei schwebenden umgedrehten Glaskuppeln ist nach einem bestimmten Rhythmus synchronisiert: Mal nehmen die Schalen eine einheitliche Tönung an, mal breitet sich ein buntes Farbspiel über sie aus, wie ein Lauffeuer im Gezweig eines wundersamen kristallinen Baobabs, der den Himmel mit der irdischen Feste verbindet.

Der Baobab steht inmitten eines grünen Hochplateaus, umgeben von verschneiten Gebirgsausläufern, hinter denen die Sonne gerade erst untergegangen zu sein scheint. Natürlich sind die grauen Gipfel, die moosbedeckte Ebene davor und der allmählich erlöschende Himmel dahinter nur Projektionen. Nichts davon gibt es wirklich. Tatsächlich existiert nur eine gigantische würfelförmige Box, in deren Zentrum sich dieses unwirkliche Gebilde aus Pseudoglas, einem durchsichtigen Verbundwerkstoff, befindet.

Doch nur mir fällt die Täuschung auf, denn heute habe ich den wahren Himmel und den wahren Horizont gesehen. Die übrigen Besucher des Bades lassen sich wie immer durch nichts irritieren. Auflösung und Raumtiefe dieser Projektion sind so eingestellt, dass das menschliche Auge die Fälschung schon ab zwanzig bis dreißig Meter Entfernung nicht mehr wahrnimmt. Wozu auch: Heutzutage hat niemand mehr das Bedürfnis, die durchsichtigen Barrieren zu überwinden, die die Grenzen dieses komfortablen Selbstbetrugs markieren.

Auch ich selbst will an diese Berge und diesen Himmel glauben, und ich habe genügend Tequila in mir, um die Grenze zwischen Projektion und Realität dahinschmelzen zu lassen.

Wie schläfrige tropische Fische in einem Aquarium recken sich die Badegäste in ihren bunten Anzügen in den Becken. Das Badehaus ist ein Fest für die Augen, ein Hort der Frische, der Schönheit und des Begehrens, ein Tempel ewiger Jugend.

Weder Alte noch Kinder sind hier zu sehen: Nichts soll den Besuchern den Genuss verderben, weder moralisch noch ästhetisch. Die gläsernen Gärten sind nur denen zugänglich, die sich ihre Jugend und Kraft bewahrt haben. Alle anderen sollen ruhig in ihren Reservaten bleiben, wo ihre Abnormität niemanden irritiert.

Junge Frauen und Männer kommen allein, paarweise oder auch in größeren Gruppen hierher. Über die Wasserrutschen verteilen sie sich, bis jeder für sich die passende Schale gefunden hat, mit einer Musik, die seiner Stimmungslage entspricht, und in der richtigen Größe, sei es für einsame Gedanken, für eine erotische Vereinigung oder für Spiele unter Freunden. Mit eher schweigsamen Nachbarn, die kein Interesse an einer Kontaktaufnahme haben, oder mit solchen, die Abenteuer suchen und eine ganze Schale elektrisieren können.

Im labyrinthischen Geäst des kristallinen Baobabs gibt es Winkel, in denen man völlig ungestört ist. Doch nicht jeder will sich vor fremden Blicken verbergen: So manche Suchenden vereinigen sich, sobald der erste Funke überspringt, zu einem lüsternen Geflecht, mitunter nur einen Schritt entfernt von zufälligen Augenzeugen. Eine einzige unwillkürliche Berührung, ein heftiges Seufzen oder ersticktes Stöhnen bringt den Zuschauer dazu, sich entweder abzuwenden oder aber sich dem leidenschaftlichen Spiel anzuschließen.

Für gewöhnliche Menschen ist das Badehaus ein Supermarkt des Vergnügens, ein Fahrgeschäft des Glücks, eine höchst beliebte Art und Weise, die Ewigkeit zu verbringen.

Für solche wie mich jedoch ist es Sünde – und verboten.

Ungefähr in der Mitte dieses fiktiven Universums habe ich eine kleine Schale für mich gefunden. Halb liegend betrachte ich die eine Hälfte der unzähligen Seifenblasen, die hoch über mir im Himmel schwebt, während die andere sich unter mir ausdehnt. Der schwere, sinnliche Duft aromatischer Öle hängt in der Luft. Die Glaswand meines Beckens lodert in gedämpftem Violett, leise, aber eindringliche Basstöne passieren meine Haut und erreichen meine innersten Organe; es ist eine ruhige, schwere Musik, doch statt mich einzuschläfern, erregt sie meine Fantasie.

Durch das Glas hindurch blicke ich auf eine Schale weiter unten, in der zwei junge Frauen wie Seesterne ausgestreckt liegen. Sie haben ihre Zeigefinger miteinander verhakt, es sieht aus, als ob sie in der Luft schwebten.

Die Dunkelhäutige trägt einen gelb fluoreszierenden Badeanzug, durch den die braunen Flecken ihrer Nippel durchscheinen. Die andere, rothaarig mit milchweißem Teint, verdeckt mit einem Arm die entblößten Brüste; ihre Haare schwimmen lose verteilt im Wasser, wie ein dunkler Nimbus umrahmen sie ihr schmales, ein wenig kindliches Gesicht. Sie betrachtet die flackernden Glaskugeln, die sich über ihr in den Himmel erheben, dann treffen sich für einen Augenblick unsere Blicke. Anstatt meinem Blick auszuweichen, lächelt sie mir langsam zu.

Ich erwidere ihr Lächeln, dann wende ich mich ab und schließe die Augen. Die Strömung des Salzwassers schaukelt mich sanft, der Tequila rauscht wie Meeresbrandung in meinen Ohren. Ich

weiß, ich könnte jetzt eine Etage hinabgleiten, es würde nur wenige Augenblicke dauern, bis ich die Hand des rothaarigen Mädchens ergreife, und ganz sicher würde sie ihr wortloses Versprechen einlösen. Das Badehaus ist ebenso ein Ort für den erfrischenden Aufguss wie für den erleichternden Erguss, ein Zweck, den früher einmal Nachtclubs erfüllten. In den durchsichtigen Schalen ertränkt man seine Einsamkeit, verscheucht sie durch flüchtige Bekanntschaften, kurze, fiebrige Ringkämpfe; zugleich berührt uns diese plötzliche Nähe so unangenehm, dass wir anschließend sofort wieder Reißaus nehmen und uns davonmachen durch die nächstbeste gläserne Röhre.

Wir? Ich tue ja schon so, als gehörte ich zu ihnen. Nein, nicht wir, sondern sie.

Uns, den Unsterblichen, ist der Zugang zum Badehaus durch unseren Ehrenkodex verwehrt. In unseren Regeln wird es als »Brutstätte der Unzucht« bezeichnet.

Natürlich geht es nicht um die Verlockung flüchtigen Tauschels, nicht um das spontane, verzweifelte Sich-ineinander-Verstricken von Geschlechtsorganen, sondern darum, was dabei herauskommen könnte. Bisher wird uns Unsterblichen der regelmäßigen Konsum von Gelassenheitstabletten noch nicht vorgeschrieben, sondern lediglich dringend empfohlen. Aber der Senator und andere Schutzherren der Phalanx sähen es am liebsten, wenn wir unsere animalische Natur gänzlich ausmerzten. Für uns gibt es eigene Bordelle, wo einem die Huren jegliche Wünsche erfüllen und sämtliche Geheimnisse zu wahren wissen. Jenseits ihrer Mauern haben wir uns jedoch wie Kastraten zu verhalten.

Das gilt auch für mich. Was also mache ich hier? Was habe ich hier zu suchen, Basile?

Platsch!

Jemand lacht laut auf – eine reine, klangvolle Mädchenstimme, in unmittelbarer Nähe. In meiner Schale, wo ich mich vor allen verstecken wollte und doch darauf gehofft habe, dass ich entdeckt werde. Dann eine weitere Fontäne. Ich schweige, gedulde mich, stelle mich schlafend.

Ein Flüstern – offenbar überlegen die beiden, ob sie weiterziehen sollen, die Kaskaden hinab, oder ob es sich lohnt zu bleiben. Die zweite Stimme gehört einem Mann. Sie diskutieren über mich. Das Mädchen kichert.

Ich tue so, als ob mich ihr Spiel überhaupt nicht interessiert.

Es ist ein Pärchen, das durch das Labyrinth der Röhren in meinem Becken gelandet ist. Der junge Mann hat olivbraune Haut, aluminiumfarbene Augen, Arme wie ein Diskuswerfer und einen pechschwarzen Schopf. Das Mädchen ist schwarz, wie aus Ebenholz gemeißelt. Ein Kurzhaarschnitt wie bei einer Jazzsängerin, der Kopf auf einem langen Hals. Schmale Schultern. Die Brüste klein wie Äpfel. Durch das zitternde Wasser sehe ich ihren muskulösen Bauch und ihre schmalen Schenkel trügerisch schwanken, als hätte man sie eben erst in Ebonit gegossen und sie hätten noch nicht ihre endgültige Form angenommen.

Der junge Mann und das Mädchen halten sich am Rand der Schale fest – auf meiner Seite, obwohl die gegenüberliegende nicht besetzt ist. Wahrscheinlich soll ich sie nicht bei ihrem Tun beobachten können. Ist auch besser so. Ich überlege sogar, ob ich mich nicht weiterräumen lassen soll ... aber ich bleibe.

Ich schließe die Augen. Eine Minute meines Lebens verrinnt in dem salzigen Nass um mich herum, dann noch eine. Das warme Meerwasser gestattet es, beliebig viel Zeit darin aufzu-

lösen. Wahrscheinlich ist das Badehaus gerade aus diesem Grund den ganzen Tag über gut besucht, obwohl der Eintritt unverschämte teuer ist.

Wieder lacht die Dunkelhäutige – diesmal jedoch gedämpft, verlegen. Ein paar leichte Schläge aufs Wasser – ein scherzhafter Kampf. Ein Juchzer, ein Kiekser, Stille.

Was läuft da ab?

Ein Stück Stoff schwimmt auf dem Wasser, unanständig scharlachrot ist das Oberteil ihres Bikinis, und in erregtem Scharlachrot pulsiert nun auch unser Becken. Der winzige Fetzen nähert sich der Mündung der Röhre, zögert eine Sekunde lang, wie am Rand eines Wasserfalls – und gleitet auf den Wogen abwärts.

Seine Eigentümerin hat nichts von dem Verlust bemerkt. Die Arme weit ausgebreitet, von ihrem Freund an den Rand des Beckens gedrängt, öffnet sie sich ihm immer mehr. Ich beobachte, wie sich ihre zuerst noch verkrampften Schultern allmählich entspannen, sich zurückziehen, und sie seinem Ansturm schließlich nachgibt. Das Wasser brodelte. Weitere Stoffteile landen an der Oberfläche. Er dreht sie mit dem Rücken zu sich – und mit dem Gesicht zu mir. Sie hat die Augen halb geschlossen, ihr Blick ist verschleiert. Zwischen den geschürzten afrikanischen Lippen erkenne ich Zähne, weiß wie Zucker.

»Ah ...«

Zuerst suche ich ihren Blick, doch als ich ihn endlich erhasche, ist es mir unangenehm. Der olivfarbene Athlet stößt sie in meine Richtung – wieder und wieder, bis die beiden ihren Rhythmus gefunden haben. Da sie sich nirgends festhalten kann, kommt sie mir Stück für Stück näher. Ich müsste zusehen, dass ich weiterkomme, ich darf nicht, aber trotzdem bleibe ich mit klopfendem Herzen.

Jetzt sieht sie mir direkt in die Augen – sie sucht die Verbindung. Ihre Pupillen wandern, heften sich auf meine Lippen ... Ich wende mich ab.

Hier sind überall Kameras, sage ich zu mir. Hör auf. Jeder wird hier beobachtet. Was, wenn sie dir auf die Spur kommen. Du darfst dich hier nicht mal aufhalten, und wenn du jetzt ...

In der neuen Welt schämt sich niemand mehr seiner selbst, jedermann stellt sich bereitwillig zur Schau, Intimität findet heute in aller Öffentlichkeit statt. Es gibt nichts zu verbergen, vor wem auch. Seit Einführung des Gesetzes über die Wahl hat die Familie ihren Sinn verloren. Wie ein Zahn nach einer Wurzelbehandlung ist sie nach einer gewissen Zeit spröde geworden und von selbst zerbrochen.

Schluss jetzt. Es ist höchste Zeit. Noch ist es nicht zu spät. Ich gehe. Ich schwimme weiter.

»Komm schon ...«, flüstert sie. »Bitte ... Komm ...«

Ich werfe ihr einen Blick zu. Nur einen.

Ein Stoß ... noch einer ... Sie ist nur noch einen Schritt von mir entfernt. Zu nah ... Ich bin kurz davor ... Sie will zu mir ... Streckt ihren Hals ... Noch reicht es nicht.

»Komm ...«

Ich gebe nach. Bewege mich auf sie zu.

Sie riecht nach Fruchtkaugummi. Ihre Lippen sind weich wie Ohrläppchen.

Ich küsse sie. Sie ist offen, verlangt nach mehr. Ich fasse sie ins Genick. Ihre Finger fahren meine Brust hinab, über meinen Bauch, erst unsicher, dann krallt sie sich auf einmal fest. Ein Schmerz hat sie erfasst, salzig und süß, sie will ihn mit mir teilen. Ihr wirres, sinnloses Flüstern ist lauter als das Summen all der Becken.

Es fehlt nicht mehr viel, und es ist um mich geschehen.

Plötzlich – ein Kreischen von oben. Verzweifelt, aus vollem Hals, wie ich es außerhalb der Arbeit noch nie gehört habe. Das Kreischen zerreißt mit einem Schlag die gesamte Harmonie der Schalenmusik, sein Echo hallt durch den Raum. Dann folgt ein weiterer Schreckensschrei, und schließlich setzt ein ganzer Chor verngstigter Ausrufe ein.

Unser Trio fällt auseinander. Die schwarze Schönheit klammert sich verwirrt an den Diskuswerfer, während ich den Blick nach oben richte, um die Ursache für das seltsame Durcheinander herauszufinden. Die Menschen über uns scheinen sich gegenseitig zu stoßen, jemand schreit etwas – doch hier unten ist nichts zu verstehen. Dann schieben sie einen schweren, weißlichen Gegenstand in die Röhre, der nun langsam auf die nächst-tiefere Schale zugleitet. Einen Augenblick später herrscht dort höchste Panik. Die Szene wiederholt sich: kreischende Frauenstimmen, Ausrufe des Entsetzens, Chaos. Körper, die sich eben noch frei und ungezwungen bewegten, scheinen auf einmal wie gelähmt.

Etwas Seltsames und Furchtbares spielt sich dort ab – keine Ahnung, worum es eigentlich geht. Es sieht aus, als wäre irgendein ekelerregendes Tier, ein Monster in das Badehaus gelangt und glitte nun langsam durch das Rohrsystem abwärts. Es scheint in unsere Richtung zu kommen und auf seinem Weg jeden, der es ansieht, mit Wahnsinn zu infizieren.

Wieder schäumt Wasser wie bei einem Handgemenge – und wieder verlässt das Etwas die Schale und kriecht weiter hinab. Für einen Augenblick glaube ich, es könnte sich um einen Menschen handeln ... Aber diese Bewegungen ... Trge plumpst der Gegenstand nun in das Becken direkt über uns. Was kann

das sein? Die Glashülle dort strahlt dunkelblau und ist daher fast undurchsichtig, keine Chance zu erkennen, was da unaufhaltsam auf uns zukommt. Selbst die Leute in dem Becken scheinen nicht gleich zu begreifen, was sie vor sich sehen. Jetzt berühren sie es ...

»Mein Gott ... Das ist ja ...«

»Schaff es weg! Raus damit!«

»Aber das ist doch ...«

»Rühr ihn nicht an! Bitte! Nicht!«

»Was sollen wir tun? Was sollen wir jetzt nur tun?!«

»Schieb es weg! Ich will nichts damit zu tun haben!«

Das seltsame Geschöpf wird auch aus dieser Schale ausgestoßen und nähert sich nun ohne Hast der unseren. Ich schiebe mich vor das kurzhaarige Mädchen und ihren Diskuswerfer. Die beiden machen einen ziemlich verstörten Eindruck, auch wenn der junge Mann sich mutig gibt. Was immer da auf uns zugleitet, ich bin besser auf diese Begegnung vorbereitet als die beiden.

»Was zum Teufel ...«

Endlich ist es nah genug, dass ich es in Augenschein nehmen kann. Ein schwerer, praller Sack, der Kopf tanzt hin und her wie angenäht, als gehörte er gar nicht zu dem Rest, die Gliedmaßen sind unnatürlich verrenkt, mal scheinen sie zu rudern, mal sich irgendwo festhalten zu wollen. Kein Wunder, dass der hier überall solche Panik auslöst.

Ein Toter.

In diesem Augenblick schwappt er, den Kopf voraus, träge in unser Becken, taucht ab und verharrt unter der Wasseroberfläche. Seine Arme hängen auf Brusthöhe herab und bewegen sich leicht hin und her, bewegt von den unsichtbaren Strömun-

gen, die durch das gesamte Badehaus zirkulieren. Es sieht aus, als sei er der Dirigent, der den Chor der Badeschalen leitet. Seine Augen sind geöffnet.

»Was ist das?«, murmelt der Diskuswerfer verblüfft. »Ist er etwa ...«

»Ist er tot? Er ist tot, ja?!« Die Freundin scheint einen hysterischen Anfall zu bekommen. »Er ist tot, Claudio! Er ist tot!«

Dem Mädchen ist klar, dass der Tote nachdenklich ins Nichts blickt, doch offenbar hat sie das Gefühl, dass er sie unter Wasser anstarrt. Reflexartig bedeckt sie ihre Scham mit den Händen, dann hält sie es nicht mehr aus und stürzt sich – splitterfasernackt – in die nächstbeste Röhre, um diesem furchterregenden Gast zu entgehen. Der Diskuswerfer hält sich noch, will nicht als Feigling erscheinen, doch auch er zittert.

Verständlich. Die beiden sind noch nie mit dem Tod konfrontiert worden – wie wohl auch alle Badehausgäste weiter oben, die die Leiche aus ihrer Schale vertrieben haben. Sie wissen mit dem Tod nichts anzufangen. Sie halten ihn für ein abscheuliches Relikt, kennen ihn aus historischen Filmen oder aus irgendwelchen Nachrichten über Russland, aber in ihrem näheren oder weiteren Bekanntenkreis ist noch nie jemand gestorben. Den Tod hat man vor vielen Jahrhunderten abgeschafft, besiegt, wie zuvor die Pocken oder die Beulenpest; und ebenso wie die Pocken existiert der Tod in ihrer Vorstellung nur noch irgendwo in geschlossenen Reservaten oder hermetisch abgeriegelten Labors, aus denen er niemals mehr ausbrechen kann – es sei denn, sie rufen ihn selbst herbei. Alles, was sie tun müssen, ist, nach dem Buchstaben des Gesetzes zu leben.

Doch auf einmal ist er aus seinem Gefängnis ausgebüchst, als könnte er durch Wände gehen, und taucht einfach so in den

Gärten der ewigen Jugend auf. Mit furchterregender Gleichmut dringt Thanatos in Eros' Reich der Träume ein, nimmt genau in dessen Mitte Platz, als sei er hier der Hausherr, und blickt mit seinen toten Augen auf die jungen Liebenden, deren noch immer erregte Geschlechtsteile unter seinem Blick erschlaffen.

Im Schatten eines Toten sind die Lebenden auf einmal nicht mehr so überzeugt von ihrer Unsterblichkeit. Also versuchen sie ihn zu vertreiben, ihn von sich zu stoßen – doch er setzt seinen Triumphzug immer weiter fort wie einer der apokalyptischen Reiter.

Ich aber verjage ihn nicht. Wie hypnotisiert blicke ich Thanatos ins Gesicht.

Wahrscheinlich vergehen so einige Sekunden. Im Schatten des Toten gerinnt die Zeit, erstarrt zu Eis.

»Was sollen wir tun?«, stottert Claudio. Er ist immer noch da, auch wenn sich seine Gesichtsfarbe von olivbraun zu aschgrau gewandelt hat.

Ich schwimme auf die Leiche zu, nehme sie in Augenschein. Blonde Haare, füllige Statur. Das Gesicht angstverzerrt, die Augen weit aufgerissen, der Mund leicht geöffnet. Keine äußeren Verletzungen zu erkennen. Ich packe ihn unter den Achseln und befördere ihn an die Oberfläche. Er lässt den Kopf hängen, aus Mund und Nase fließt Wasser. Wahrscheinlich zu viel davon geschluckt und ertrunken, mehr ist da nicht zu diagnostizieren. So etwas kommt höchst selten vor: Drogen und Alkohol werden innerhalb des Badehauses nicht verkauft, und man muss sich schon selten dumm anstellen, um hier drin zu ertrinken, wo einem das Wasser gerade mal bis zur Brust geht.

Auf einmal weiß ich, was zu tun ist – ich kenne es aus Schulbüchern und habe es im Internat oft geübt. Ertrunkene kann

man noch nach zehn Minuten, ja manchmal sogar nach einer halben Stunde aus dem Jenseits zurückholen. Künstliche Beatmung, Herzdruckmassage und so. Verdammt, ich dachte, ich hätte diese Worte schon längst vergessen – ich habe sie noch nie gebraucht!

Der Tequila tut sein Übriges, um mich davon zu überzeugen, dass ich das schaffen kann.

Ich umfasse den Körper des Mannes und schleppe ihn bis an den Rand des Beckens, wo es einen Vorsprung gibt, auf den man sich setzen kann. Dem Toten scheint es an der frischen Luft gar nicht zu gefallen, er beginnt vom Sitz zu rutschen und drängt mit aller Macht zurück ins Wasser. Wie gelähmt vor Entsetzten starrt Claudio mich an.

Also ... Seine Lungen sind jetzt sicher voller Wasser, stimmt's? Meine Aufgabe ist es, sie wieder frei zu bekommen. Das Wasser durch Luft zu ersetzen. Danach das Herz wieder in Gang bringen. Dann wieder künstliche Beatmung. Dann wieder das Herz. Und nicht aufhören, bis es endlich klappt. Es muss einfach klappen, auch wenn ich das noch nie zuvor gemacht habe.

Ich beuge mich über die Wasserleiche. Die Lippen des Mannes sind blau, aus den Augen tritt Meerwasser, salzig wie echte Tränen. Er starrt an mir vorbei in den Himmel.

Mist! Ich kann mich nicht überwinden, seinen Mund zu berühren. Ich brauche einen persönlichen Bezug. Einen Namen oder so. Na gut, dann heißt er eben Fred. Mit Fred macht das mehr Spaß als mit irgendeiner unbekanntenen Wasserleiche.

Ich hole tief Luft und lege meinen Mund auf seine Lippen. Sie sind kalt – aber nicht so kalt, wie ich dachte.

»Was tust du da?!« In der Stimme des aschfahlen Claudio liegen Grauen und Ekel zugleich. »Bist du völlig übergeschnappt?!«

Ich beginne zu blasen. Sofort klappt sein Unterkiefer auf, und ich habe seine Zunge im Mund – wie ein weicher, fleischiger Lappen berührt sie die meine. Ungefähr wie bei einem Kuss.

Ich reiße mich von dem Ertrunkenen los. Augenblicklich habe ich seinen Namen wieder vergessen. Als mir endlich dämmert, was da eben passiert ist, muss ich mich fast übergeben.

»Ich rufe den Sicherheitsdienst!«

Sobald ich mich wieder unter Kontrolle habe, werfe ich einen Blick auf den Mann, dann auf Claudio, der inzwischen eine grünliche Färbung angenommen hat – wahrscheinlich ist es das Leuchten unserer Schale, das sich auf seiner gepflegten Haut spiegelt.

»Fred«, sage ich zu der Leiche. »Ich tue das hier für dich. Also mach jetzt bitte keinen Scheiß, okay?«

Ich hole aus und schlage ihm mit der Faust auf den Brustkorb – dort, wo sich nach meiner Kenntnis das Herz befinden müsste.

»Du bist ja völlig bekloppt!«, brüllt mich der Diskuswerfer an.

Fred rutscht immer wieder von dem Vorsprung ins Wasser. Wenn der so weitermacht, kriege ich ihn nicht wieder hin. Ich wende mich Claudio zu.

»Komm her!«

»Ich?«

»Tempo! Heb ihn an, und halt ihn fest, damit sein Gesicht über Wasser bleibt!«

»Was?!«

»Ich sage, heb ihn an! Hier, nimm ihn hier!«

»Ich fasse den doch nicht an! Er ist tot!«

»Hör mal, du Vollidiot! Wir können ihn noch retten! Ich versuche gerade, ihn zu reanimieren!«

»Ich mach da nicht mit!«

»Machst du doch, Arschloch! Das ist ein Befehl!«

»Hilfe!«

Flink wie ein Fischlein stürzt er sich in die Röhre, und ich bleibe mit Fred allein. Ich überwinde mich, drücke meinen Mund wieder auf den seinen, rolle die Zunge ein – und blase aus voller Kraft.

Dann setze ich ab, hole aus und prügeln ihm erneut aufs Brustbein. Und wieder atme ich Luft in ihn hinein.

Schlagen! Atmen! Schlagen! Atmen! Schlagen!

Woher soll ich wissen, ob ich alles richtig mache? Ob er noch eine Chance hat? Wie lange seine Lungen schon voller Wasser sind?

Atmen!

Woher soll ich wissen, ob da irgendwo in irgendeinem entfernten Winkel seines sauerstoffarmen Gehirns noch ein Bewusstsein sitzt und mir lautlos zuruft: »Ich bin hier!«, oder ob er schon längst kriecht, und ich hier mit einem Stück Fleisch ringe?

Schlagen!

Atmen!

Immer wieder ziehe ich seinen Kopf auf den Vorsprung zurück, damit das Wasser nicht wieder in die Lungen zurückfließt.

Hör auf herumzuzappeln! Hörst du jetzt endlich auf, du Idiot!

Schlagen! Atmen!

Er muss wieder zu sich kommen!

Los, atme!

Fred will einfach nicht wieder aufwachen. Je länger sein Widerstand andauert, desto mehr gerate ich in Fahrt, desto verzweifelter hämmere ich gegen sein Herz, und desto wilder presse ich meine Luft in ihn hinein. Ich will es mir nicht eingestehen, dass ich ihn nicht mehr retten kann.

Schlagen!

Wie kann ich sicher sein, dass ich alles richtig mache?

Atmen!

Er bewegt sich nicht. Er blinzelt nicht, hustet nicht, spuckt kein Wasser, starrt mich nicht verblüfft an, lauscht nicht ungläubig meinem Bericht, bedankt sich nicht für seine Rettung. Wahrscheinlich habe ich ihm sämtliche Rippen gebrochen und seine Lungen zerfetzt, aber er spürt trotzdem nichts.

»Also gut ... Folgender Vorschlag ...«

Ein letzter Schlag! Ein letztes Mal atmen!

Ein Wunder!

»Na, wie wär's mit einem Wunder?!«

Er schwankt ein wenig ...

Nein. Er will wieder ins Wasser zurück.

Ich lasse die Arme sinken.

Fred starrt nach oben. Ich würde ihm gern sagen, dass seine Seele jetzt irgendwo dort ist, in dem Himmel, auf den er seinen Blick geheftet hat. Es ist fünfhundert Jahre her, seit man zuletzt an so was geglaubt hat. Und ich will Fred nicht anlügen: Für eine Seele hatte er, genau wie wir alle, keine Verwendung, und der Himmel über seinem sanft hin und her schaukelnden Kopf ist sowieso nur gemalt.

»Versager«, sage ich stattdessen zu ihm. »Elender Versager.«

Noch ein Schlag! Und noch einer!

Und noch einer!!!

»Treten Sie zurück«, ertönt eine strenge Stimme hinter mir.  
»Er ist tot.«

Ich drehe mich um. Zwei Männer in weißen Schwimmanzügen mit dem Logo der Quelle. Security.

»Ich versuche ihn zu reanimieren!«

Fred rutscht von dem Vorsprung herunter und plumpst mit dem Gesicht voraus ins Wasser.

»Beruhigen Sie sich«, entgegnet der Wachmann. »Sie benötigen psychologische Unterstützung. Wie heißen Sie?«

Die beiden fördern einen netzartigen, länglichen Sack zutage, weiß mit bunten Streifen an der Seite. Sie entfalten ihn unter Wasser und treiben Fred mit geschickten Bewegungen hinein. Dann ziehen sie den Sack zu. Jetzt sieht er aus wie eine dicke aufblasbare Wurst.

»Wie heißen Sie?«, fragt der Wachmann erneut. »Es kann sein, dass Sie als Zeuge gebraucht werden.«

»Ortner«, antworte ich lächelnd. »Nicholas Ortner 21K.«

»Wir hoffen, dass Sie nichts von dem, was Sie hier gesehen haben, in der Öffentlichkeit verbreiten, Herr Ortner«, fährt er fort. »Das Badehaus Quelle ist sehr sensibel in Bezug auf die Wahrung seines guten Leumunds, und unsere Juristen ...«

»Keine Sorge«, unterbreche ich ihn. »Sie werden von mir nichts mehr hören.«

Einer der beiden Wachleute taucht in die Röhre hinab, der andere hebt Fred, die Wurst, an, schickt ihn auf seinen letzten Schwimmausflug und beschließt dann selbst den Trauerzug. Meine Augen folgen ihnen. In dem Becken unter uns ruft der bunte Sack noch ängstliche Reaktionen hervor, auf der nächsttieferen Ebene Ekel, doch bereits ein Becken weiter wird er nur

noch neugierig zur Kenntnis genommen, und ab da interessiert sich niemand mehr dafür.

Endlich lasse ich Fred ziehen und lehne mich gegen den Rand der Schale. Eigentlich muss ich hier schleunigst verschwinden, aber noch warte ich ab. Sollen ihn die Sicherheitsleute erst mal bis zum Ausgang schleppen – ich will weder ihnen noch dem Ertrunkenen jemals wieder begegnen. Ich schließe die Augen und versuche meinen Atem zu kontrollieren.

Ich fühle mich ausgelaugt, dumm und hilflos. Was sollte das eigentlich?! Warum musste ich unbedingt versuchen, ihn wiederzubeleben? Warum bin ich nicht abgehauen, warum habe ich die Leiche nicht einfach weitersgeschoben? Vor wem wollte ich angeben? Was wollte ich mir damit beweisen?!

Sobald der quietschbunte Sack samt Geleit außer Sichtweite ist, stürze ich mich ebenfalls in eine der Röhren. Aus Versehen stoße ich mit dem Bein an einer Kante an und bin dankbar für den Schmerz. Am liebsten würde ich mich selbst schlagen. Mir die idiotische Birne weich prügeln.

Auf dem Heimweg verfolgt mich der Gedanke an Fred: Wie hat er es nur hinbekommen, einfach so zu sterben? Wenn unsere durchschnittliche Lebensdauer bei siebzig Jahren läge, wäre sein Tod nichts Außergewöhnliches. Aber sie strebt nun mal gen Unendlich, und die Kurve im Diagramm wird nur von solchen Unglücksrabben wie ihm ein wenig abgeflacht ...

Er hätte gut und gern noch tausend Jahre weiterleben können und wäre immer so jung geblieben wie jetzt. Vielleicht hätte er sogar noch ein paar Kilo abgenommen ... Wenn ich ihn wieder zurückgeholt hätte.

Ich hätte ihn einfach in Frieden lassen sollen, dann wäre mein Besuch im Badehaus vielleicht unbemerkt geblieben.

Nun werden sie mich als Zeugen suchen. Völlig sinnlos, das Ganze.

Ich dränge mich durch die wuselnde Menge.

Ich hasse Menschenansammlungen.

Wenn sich viele menschliche Körper an einem Ort häufen und sich an mich drücken, an mir kleben, meine Bewegungen einschränken, mir die Luft zum Atmen nehmen, an meinen Armen hängen, auf meine Füße trampeln – dann schüttelt es mich. Ich will losbrüllen, sie alle mit einem Schlag wegfegen und davonlaufen, über fremde Beine und Köpfe hinweg. Aber wohin? Egal wie viele Türme wir bauen, der Platz wird nie für alle reichen.

Ich habe meine eigene Methode, um auf öffentlichen Plätzen vorwärtszukommen: Ich nenne sie Eisbrecher. Ich stelle mich leicht seitlich, schiebe den rechten Ellenbogen voraus und stemme zusätzlich meine linke Hand gegen die rechte Faust. So wird aus meinem Körper ein sehr stabiler Rahmen. Mein Gewicht verlagere ich nach vorn, als würde ich schwanken, dann ramme ich den Ellenbogen in die Menschenmenge und schiebe meinen Körper hinterher. Die Leute stoßen gegeneinander, reiben sich, fluchen, berühren sich insgeheim und schieben alles auf das unsägliche Gedränge. Ich dagegen fräse mich unaufhaltsam durch diesen Brown'schen Müllberg, ohne Rücksicht auf Verluste.

Hätte ich diese Methode nicht erfunden, wäre ich längst durchgedreht. Wahrscheinlich wäre ich einfach irgendwo in der Menge hängengeblieben und hätte mich darin ein für alle Mal verloren.

Mit letzter Kraft erreiche ich die Schleuse und drücke auf den Kommunikator. Das Signal ertönt, die Schleuse lässt mich

ein und trennt mich vom überflüssigen Rest der Masse. Endlich bin ich dem Gedränge entkommen.

Endlich: mein Block.

Eine zwanzig Meter hohe orangene Wand, eingeteilt in exakt gleich große Quadrate, jedes davon mit einer Klappe. Außen an der Wand ist eine Gitterkonstruktion aus Treppen und Brücken befestigt, sodass jeder Wohnkubus einen eigenen Zugang besitzt. Angeblich haben sich die Architekten von alten Motels inspirieren lassen, von wegen Romantik und so. Außerdem soll diese offene Bauweise mit dem lebensbejahenden Anstrich gut für Klaustrophobiker sein. Die können mich mal, diese Schlauberger.

Nach dem Scheißgedränge könnte ich eine Dusche gebrauchen.

Am Blockeingang steht ein Tradeomat, bei dem man alles Mögliche kaufen kann: Proteinriegel, Alkohol in Kompositflaschen, sämtliche Tabletten, die man so braucht. Die junge Verkäuferin trägt ein Pony, blickt doof aus ihren blauen Augen, ihr weißes Hemd steht bis zum dritten Knopf offen.

»Hallo!«, begrüßt sie mich. »Was darf's sein? Die Heuschrecken sind heute ganz frisch!«

»Haben Sie *Cartel* da?«

»Natürlich! Wir haben für Sie immer ein Fläschchen auf Lager.«

»Wie nett. Lass rüberwachsen. Und von deinen Grashüpfern auch eine Portion.«

»Süß oder salzig? Wir haben auch welche mit Kartoffel- oder Salamigeschmack.«

»Die salzigen. Das wär's.«

»Natürlich, die salzigen!«, ruft sie und klatscht sich drollig mit dem Patschehändchen gegen die Stirn. »Wie immer.«

Der Kommunikator an meinem Arm fordert mich auf, den Zeigefinger auf das Display zu legen, um die Zahlung zu autorisieren. Gleich darauf händigt mir der Automat eine Tüte mit meinen Einkäufen aus.

»Fast hätte ich's vergessen: Wollen Sie nicht die neuen Glückstabletten probieren?«

»Tabletten?«

»Ganz ausgezeichnet, wirklich! Die Wirkung ist einfach unwahrscheinlich! Hält bis zu drei Tagen an. Und keine Entzugserscheinungen danach wie bei anderen Produkten.«

»Woher weißt du das?«

»Was?«

»Woher willst ausgerechnet du wissen, dass die Wirkung so unwahrscheinlich ist? Hast du einen Vergleich?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Na, bist du etwa jemals glücklich gewesen?«, kaue ich ihr genüsslich vor. »Auch nur für eine einzige Sekunde, hm?«

»Aber Sie wissen doch, dass ich nicht ...«

»Natürlich nicht! Warum zum Teufel behauptest du dann ...«

»Warum sagen Sie so etwas?« Die Kränkung in ihrer Stimme klingt so natürlich, dass es mir schon fast unangenehm ist. Eine absurde Situation.

»Na schön ... entschuldige.« Warum sage ich das überhaupt? »Ist mir so rausgerutscht. Ich hatte einen schweren Tag. Ziemlich lang und ... ziemlich merkwürdig.«

»Merkwürdig?«

»Sieht so aus, als hätte ich eine Menge Sachen angestellt, die ich eigentlich gar nicht tun wollte. Du weißt ja, wie das manchmal so ist, oder?«

Sie hebt ihre niedlichen Schultern und klappert mit den Wimpern.

»Du nimmst dir fest vor, eine bestimmte Sache niemals zu tun«, erkläre ich. »Aber eines schönen Tages wachst du auf, und schon steckst du mittendrin, in dieser einen Sache, und dann ist es zu spät, den Rückwärtsgang einzulegen. Du hast keine Ahnung, wie das alles passieren konnte. Und es gibt niemanden, den du fragen könntest. Oder mit dem du darüber reden könntest.«

»Fühlen Sie sich einsam?«

Der flüchtige Seitenblick, den sie mir zuwirft, ist so professionell gemacht, dass ich alles vergesse und darauf reinfalle.

»Tja ... Und du?«

»Ich dachte nur, wenn Sie sich einsam fühlen, dann wären unsere neuen Glückstabletten vielleicht genau das, was Sie jetzt brauchen könnten ... Wollen Sie nicht doch mal welche probieren?«

»Lass mich mit deinen Scheißtabletten in Ruhe! Glück kann man nicht fressen, kapiert?! Also hör endlich auf, es mir aufzuschwatzen!«

»He, Onkel ... Reg dich nicht so auf.« Ich höre ein spöttisches Glucksen in meinem Rücken. »Du weißt ja wohl, dass sie nicht echt ist, oder? Oder willst du sie etwa poppen? Dann mach aber mal hinne, hier warten nämlich noch andere!«

»Du kannst mich mal ...« Ich drehe mich um und trete zur Seite.

Hinter mir steht eine geschlechtslose Vogelscheuche in einem roten, fluffigen Hoody. Sie macht einen Schritt nach vorn und nimmt dreist meinen Platz am Ausgabefenster ein.

»Vielen Dank für Ihren Einkauf«, ruft mir die Verkäuferin zum Abschied zu.

»Hol mir Isabella her«, beordert die Vogelscheuche den Traudeomaten. »Diese frigide Puppe hier geht mir auf den Sack.«

Die aufdringliche, blauäugige Schnalle verschwindet sogleich diensteifrig, und an ihrer Stelle erscheint eine andere Projektion: südlicher Typ, lockiges Haar und breite Hüften, dazu ein schwerer Busen und vulgäres Make-up.

»Was glotzt du so? Zieh Leine, Dumpfbacke!« Die Vogelscheuche nickt in meine Richtung. »Hi, Isa! Was geht?«

Zum Abschied kriegt er von mir eins auf die Braue.

Merkwürdiger Tag.

Erst als ich mich in meinen Kubus gezwängt habe, merke ich, dass in meiner Packung Schlafmittel nur noch ein Kügelchen drin ist. Morgen muss ich unbedingt neue kaufen, sonst ...

Ich sehe mich um: Wie immer herrscht perfekte Ordnung. Das Bett ist gemacht, die Kleidung im Regal gebügelt und sortiert, die Uniform liegt an einem eigenen Platz bereit, sauber und in zweifacher Ausfertigung, die Schuhe ordentlich in Schornern, auf dem ausklappbaren Tisch mit dem Bedienpult ein Kästchen mit Souveniren, an der Wand eine alte Mickymaus-Maske aus Plastik, ein billiges Spielzeug, wie man es vor langer Zeit in Vergnügungsparks verkaufte.

Sonst ist hier nichts: Ich hasse Überflüssiges. Man könnte einwenden, dass es in einem Kubus der Größe zwei mal zwei mal zwei gar nicht anders geht, aber da würde ich widersprechen. Wer keinen Hang zur Ordnung hat, dem folgt das Chaos bis ins Grab.

Es ist alles im Lot. Alles im Lot. Alles im Lot.

Bevor es mir hier zu eng wird, befehle ich meinem Heim: »Fenster! Toskana!«

Eine der Wände – genau gegenüber meiner Schlafkoje – flammt auf und verwandelt sich in ein Fenster, das vom Boden bis zur Decke reicht. Dahinter erscheinen meine geliebten Hügel, der Himmel und die Wolken. Alles nur Lug und Trug, aber ich bin mit Surrogaten aufgewachsen.

Ich nehme einen Schluck aus der Flasche, dann drücke ich die letzte Schlafpille aus der Packung, werfe sie ein, mache es mir auf meiner Liege bequem und beginne das Kügelchen zu lutschen. Tief atmend, starre ich auf die Landschaft jenseits des Fensters.

Nur fünf Minuten muss ich durchhalten. So lang braucht das Kügelchen, um mich ins Nichts zu befördern. Sollen die ihre Glückstabletten und Gelassenheitsspillen doch selber fressen, solange sie mir meine kleinen runden Freunde lassen. Die schalten mir für genau acht Stunden das Licht aus, und zwar garantiert ohne Träume. Eine geniale Erfindung. Mehr brauche ich nicht, um gelassen und glücklich zu bleiben.

Das Schlafmittel liegt angenehm sauer auf der Zunge. Ich nehme immer die mit Zitronengeschmack – die passen gut zu Tequila. Schließlich kann sich nicht jeder echte Zitronen leisten. Und die echte, sonnige Toskana sowieso niemand. Ist ja auch scheißegal.

Ich schalte das Licht aus, ziehe die Dunkelheit wie eine Hülle über mich. Ich bin ein lustiger Sack, weiß und regenbogenfarben. Etwas zieht mich durch eine durchsichtige Röhre. Am einen Ende befindet sich eine Schale mit Meerwasser, am anderen – das Nichts.

### III · RAZZIA

Na schön, ich gebe zu, es gibt auch normale Aufzüge.

Vorsintflutliche Glaskästen, die an den Fassaden uralter Türme entlangkriechen. Zumindest eine Zeit lang kann ich es darin aushalten, auch wenn es eine Ewigkeit zu dauern scheint, bis sie von den oberen Ebenen bis ganz nach unten gelangen.

Dieser Aufzug ist groß: Gut dreißig Personen passen hinein, und jetzt ist er gerade mal zu einem Drittel gefüllt. Von außen sieht er wie eine gläserne Halbkugel aus, eine von mehreren Dutzend, die an der Fassade dieses gigantischen Turms kleben – eines Wolkenkratzers wie aus einem Eisblock gefräst.

Außer mir befinden sich noch neun weitere Personen in der Kabine. Zuerst bleibt der Blick an einem düsteren Zwei-Meter-Hünen haften, der auf seiner Lippe kaut. Mit seinen roten, tränenenden Augen und der schniefenden Nase sieht es aus, als ob er weint. Neben ihm steht ein untersetzter Herr, Typ Geschäftsmann auf dem Weg ins Büro, der sich nachdenklich den Nacken reibt. Ein kurz geschorener, irgendwie ungeschickt wirkender Lulatsch mit dicken, unentwegt grinsenden Lippen unterhält sich leise mit einem sommersprossigen Lockenkopf, der in einem geblühten Hawaiihemd steckt. Der Hüne sieht die beiden missbilligend an.

Ein kleines, hageres Männlein mit erschöpftem, nervösem Gesicht dämmert im Stehen, obwohl seine beiden tuschelnden

Nachbarn ihm direkt ins Ohr zu kichern scheinen. Etwas weiter ragt eine lange Bohnenstange auf, der Mann hat eine knorpelige Nase, traurige dunkle Augen und beeindruckend große Ohren, die unter seinem sorgfältig gewaschenen Haarschopf hervorschauen. Trotz seines seltsamen Äußeren strahlt er vollkommene Gelassenheit aus: Möglicherweise ist das Männlein neben ihm gerade deswegen – beschattet von den beiden enormen Lauschern seines Nachbarn – eingenickt.

Meine Aufmerksamkeit gilt jedoch einem anderen Passagier: einem kahlgeschorenen, schwächtigen Jüngelchen. Er ist fast noch ein Teenager, Typ zwielichtiges Gesindel. In einer anständigen Box würden ihn alle misstrauisch beäugen; hier aber hat ihn nur ein Mitfahrer im Blick: der zehnte Mann, ein kräftiger, glatzköpfiger Typ mit Schnauzer. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen: ein Polizist.

Der Typ ist der klassische romantische Held: ein Körperbau wie der vitruvianische Mann, die Gesichtszüge edel wie die des »David«, kraushaarig und noch dazu mit träumerischen Zügen. So einer würde im Badehaus für Furore sorgen.

Ich lehne meine Stirn gegen die Scheibe.

Immer tiefer tauchen wir in diesem Einmachglas hinab; eben befinden wir uns irgendwo auf mittlerer Höhe. Von hier aus gesehen, scheinen die Türme schier endlos aufzuragen, bis sich ihre Wipfel berühren. Irgendwo unter uns, in ebenso weiter Entfernung, wachsen ihre Wurzeln zusammen. Myriaden von Lichtern brennen. Weit und breit ist kein Ende, kein Rand dieser Stadt zu erblicken.

Europa. Eine enorme Gigapolis, die den halben Kontinent unter sich begraben hat. Erde wie Himmel hat sie rücksichtslos in Besitz genommen.

Vor langer Zeit bauten die Menschen einen Turm, der bis zu den Wolken reichen sollte; Gott bestrafte sie für ihren Hochmut, indem er Zwietracht unter ihnen säte und sie verschiedene Sprachen sprechen ließ. Ihr großartiges himmelhohes Bauwerk wurde zerstört. Zufrieden grinsend, steckte sich Gott eine Zigarette an.

Die Menschen ließen damals vom Himmel ab – aber nicht für lange. Im Handumdrehen hatten sie Gott in eine Ecke gedrängt und schließlich ganz ausquartiert. Heute steht Europa voller Babylonischer Türme, aber der Grund dafür ist nicht menschlicher Hochmut; es gibt einfach nicht genug Platz zum Leben.

Auch die Lust an einem Wettstreit mit Gott ist den Menschen längst vergangen, denn die Zeit, als er der Einzige war, ist vorbei. Heute ist er nur noch einer von 120 Milliarden – sofern er in Europa gemeldet ist. Daneben gibt es ja noch Panamerika, Indochina, Japan mit seinen Kolonien, die Latinos und schließlich Afrika: insgesamt eine knappe Billion Menschen. Die Erde ist einfach zu eng geworden, der Platz reicht nicht für Betriebe und Agrofabriken, Büros und Arenen, Badhäuser und Naturpark-Imitate. Wir sind zu viele, deshalb haben wir ihn höflich gebeten, ein wenig beiseitezurücken. Wir brauchen den Himmel dringender als er.

Europa sieht aus wie ein fantastischer Regenwald: Die Türme gleichen Baumstämmen, viele haben einen Umfang von mehr als einem Kilometer, sind mehrere Kilometer hoch und behängt mit Transportschläuchen, die sich wie Lianen von einem zum anderen spannen. Diese Türme erheben sich über dem Rheintal genauso wie über den Tälern der Loire, sind in Portugal und in Tschechien emporgewachsen. Was früher einmal Barcelona,

Marseille, Hamburg, Krakau und Mailand war, ist jetzt ein einziges Land, eine einzige Stadt, eine Welt in sich. Ein jahrhundertalter Traum ist in Erfüllung gegangen: Europa ist endlich wirklich eins – und wer will, durchquert es zur Gänze über Transportschläuche und -tunnel auf der Höhe des hundertsten Stockwerks.

An einigen Stellen ist dieser großartige Wald lichtdurchflutet, an anderen erscheint er unwirtlich und düster. Viele Gebäude sind fensterlos, außen liegende Versorgungsleitungen umranken die Turmstämme wie parasitäre Schlingpflanzen. Doch das Wertvollste befindet sich in ihrem Innern, denn während das neue Europa immer weiter wuchs, nahm es das alte gänzlich in sich auf: Ob mittelalterliche Kirchen, antike römische Paläste, ob die Pariser Gassen mit ihrem Kopfsteinpflaster und ihren schmiedeeisernen Straßenlaternen oder die gläserne Kuppel des Berliner Reichstags – all das befindet sich jetzt im Bauch der neuen Giganten, gehört sozusagen zur Innenausstattung der unteren Stockwerke. Manches musste abgerissen werden, um gewaltige Stützen in den Boden treiben und Mauern hochziehen zu können. Eine neue Welt lässt sich eben nicht errichten, ohne das eine oder andere umzuplanen.

Nun spannen sich also über den Dächern der Prager Altstadt, den Türmen der Fischerbastei in Budapest und dem Madrider Königspalast Hunderte neuer Dächer, eins über dem anderen, dazu Parks und Slums, Bäder und Fabrikkomplexe, Schlafboxen und Unternehmenssitze, Stadien, Schlachtereien und Villen. Eiffelturm, Tower und Kölner Dom stauben unter künstlichen Wolken vor sich hin – in den Kellern jener neuen Türme, Paläste und Kathedralen, die wahrhafte Größe und ewige Dauer für sich in Anspruch nehmen.

Denn nur solche Bauten sind des neuen Menschen würdig, der seinen eigenen Körper aufzubrechen vermochte und damit das Todesurteil annullierte, das der bärtige Naturalist ihm in die DNA eingeschrieben hatte. Diesem neuen Menschen gelang es, sich selbst umzuprogrammieren. Einst ein eher schlecht haltbares Spielzeug seines Schöpfers, hat er heute ewige Jugend erlangt, kennt keinen körperlichen Verfall, ist endlich frei, vollkommen.

Er hat aufgehört Geschöpf zu sein und ist stattdessen selbst zum Schöpfer geworden.

Millionen von Jahren hatten die Menschen einen einzigen, sehnsuchtsvollen Traum: den Tod zu besiegen, sein Joch abzuwerfen, endlich nicht mehr in ewiger Angst zu leben, frei zu werden! Kaum gingen wir aufrecht, kaum hatten wir den ersten Stock in die Hand genommen, da dachten wir schon daran, wie wir den Tod überlisten könnten. In unserer ganzen Geschichte, nein, sogar noch früher, als die Geschichte der Menschheit noch eine Ursuppe des Unbewussten war, strebten wir nur danach. Die Menschen fraßen Herz und Leber ihrer Feinde, suchten am Ende der Welt nach mystischen Quellen, schluckten zerstoßene Rhinoceros-Hörner und geriebene Edelsteine, kopulierten mit Jungfrauen, zahlten alchemistischen Scharlatanen Unsummen, kasteiten sich mit Kohlenhydrat- oder Proteindiäten oder was immer ihnen die Gerontologen gerade empfahlen, joggtten und zahlten irgendwelchen Kurpfuschern Unsummen, damit diese ihnen die Haut strafften und die Falten glätteten ... Alles nur, um ewig jung zu bleiben – oder wenigstens so zu scheinen.

Wir sind nicht mehr Homo sapiens. Wir sind Homo ultimus.

Wir wollen nicht mehr von irgendjemandem gemacht sein. Wollen nicht mehr darauf warten, bis der träge, bürokratische

Apparat der Evolution unsere Angelegenheit endlich verhandelt. Deshalb haben wir unser Schicksal selbst in die Hand genommen.

Wir sind die Krönung der eigenen Schöpfung.

Und dies ist unsere Residenz: das neue Europa.

Ein Land des Glücks und der Gerechtigkeit, wo jeder unsterblich geboren wird, wo das Recht auf Unsterblichkeit genauso heilig und unveräußerlich ist wie das Recht auf Leben.

Ein Land von Menschen, die erstmals in ihrer Geschichte frei sind von Angst, die nicht mehr jeden Tag leben müssen, als wäre es ihr letzter. Die nicht mehr den Zersetzungsprozessen ihrer körperlichen Hülle unterliegen und also endlich nicht mehr nur in Tagen und Jahren denken dürfen, sondern in Zeiträumen, die des Universums wahrhaft würdig sind. Wir sind heute in der Lage, unser wissenschaftliches Know-how und all unsere anderen Fertigkeiten unendlich zu mehren und somit auch die Welt ständig zu verbessern.

Es hat keinen Sinn mehr, mit Gott zu wetteifern, denn wir gleichen ihm längst. Früher war nur er ewig, heute sind wir es alle. Auch deshalb haben wir den Himmel erstürmt, weil heute jeder von uns ein Gott ist und das Himmelreich mit Fug und Recht uns gehört.

Und wir mussten Gott gar nicht stürzen, denn er hat von selbst die Flucht ergriffen, sich den Bart geschoren, ein Frauenkleid übergezogen und weilt jetzt irgendwo unter uns, lebt in einem Kubus von der Größe zwei mal zwei mal zwei und schluckt zum Frühstück Antidepressiva.

Der Aufzug ist mittlerweile zwanzig Ebenen tiefer gekrochen; durch Nebel und Rauch kommen die Fundamente der Türme in Sicht. Jetzt kann es nicht mehr lang dauern.

»Ich sag dir mal was«, höre ich den Schnauzbart reden und kehre mit meinen Gedanken in die Kabine zurück. »Du lebst in der besten aller Zeiten, die es auf diesem Planeten je gegeben hat. Es hat nie eine glücklichere Zeit gegeben, kapierst du das?«

Er scheint mit dem zwielichtigen Teenager zu reden, aber auch die übrigen Passagiere haben sich ihm zugewandt und lauschen mit ernsten Gesichtern.

»Aber dieses Glück gilt eben nicht für alle. Nur hier in Europa, bei uns ist das so. In Russland dagegen ... Du hast ja sicher in den Nachrichten gesehen, was da abgeht. Oder wie das in Indien gelaufen ist. Kein Wunder, dass die Flüchtlinge sich an unseren Grenzen festgesaugt haben wie Zecken. Klar wollen sie bei uns unterschlüpfen, weil das hier ein lockeres Leben ist. So was wie bei uns gibt's doch sonst nirgends. Und Amerika ist für sie keine Option. Denn dafür reicht ihre Kohle nicht.«

Der Bengel blickt finster vor sich hin, aber dann nickt er doch.

Ich betrachte ihn genauer. Er gefällt mir nicht. Die ganze Zeit macht er so ein dumpfes, grimmiges Gesicht. Was sucht er hier? Er hat hier nichts verloren.

»Du zum Beispiel bist hier geboren. Also hast du von vornherein ein Recht auf Unsterblichkeit. Schwein gehabt. Und jetzt glaubst du also, dass es immer so weitergeht, oder? Freust dich auf dein ewiges Leben, was? Von wegen! Garantiert ist nichts, das sag ich dir. Null. Du bist nämlich nicht der Einzige, der auf ein lockeres Leben steht. Und auch alles Gute hat irgendwann mal ein Ende. Wasser ist knapp, stimmt's? Wir trinken schon unsere gefilterte Pisse! Und der Platz reicht nicht! Wenn einer mal acht Kubik hat, kann er sich glücklich schätzen. Und Nahrung ... Hörst du mir überhaupt zu?«

»Jaja, klar ...«, brummt der Rotzbengel.

»Nahrung! Energie! Alles am Limit! Am Limit, verstehst du? Da muss jeder Einzelne ein bisschen Verantwortungsbewusstsein an den Tag legen! 120 Milliarden 602 Millionen 481 Tausend. Damit kommt Europa gerade noch klar. Aber mit mehr nicht. Wir sind in Gefahr. Die Demagogen wollen uns weismachen: ein paar Tausend mehr oder weniger ... Aber ich sage dir: Das Glas ist voll und basta. Noch ein Tropfen – und es läuft über. Und dann geht alles den Bach runter.«

Ich nicke: Wo er recht hat, hat er recht.

»Dann kannst du deine Unsterblichkeit nämlich vergessen, kapiert? Alles nur wegen denen. Wenn Europa einen Feind hat, dann dieses Gesocks. Wenn du lieber wie ein Tier leben willst, dann triff deine Wahl, so wie das Gesetz es vorsieht, klar? Aber nein: Die wollen sich drücken. Wollen dich betrügen. Damit ihre Brut uns die Luft wegatmet und unser ganzes Wasser aufsaugt! Sollen wir ihnen das etwa durchgehen lassen?!«

»Das können sie knicken ...«, murmelt der Junge.

»Denk einfach immer dran, klar? Das sind Verbrecher. Parasiten. Sie müssen bezahlen! Wir dagegen machen alles richtig. Die Welt, mein Freund, ist einfach gebaut: schwarz und weiß. Wir oder sie. Kapiert?!«

»Ja, klar ...«

»Korrekt! Null Gnade für dieses Geschmeiß!«

Der Schnauzer mustert den Bengel streng, dann setzt er seinen Tornister ab und holt eine weiße Maske hervor. Er betrachtet sie, als sähe er sie zum ersten Mal und wüsste gar nicht, wie sie in seinen Rucksack geraten ist. Erst dann zieht er sie über.

Das Komposit, aus dem sie gemacht ist, sieht genau so aus wie Marmor.

Die Gesichtszüge der Maske stammen von einer antiken Apollostatue. Ich weiß das, denn ich habe die Statue selbst im Museum gesehen. Ihre Augen sind leer, ohne Pupillen – als ob sie nach oben gerollt wären oder wie bei einer Hornhauttrübung. Ein kaltes Gesicht, gefühllos, wie gelähmt. Geschlechtslos. Und viel zu ebenmäßig. Da muss entweder der Gott selbst Modell gestanden haben oder eine schöne Leiche. So ein Gesicht kann nicht von einem Menschen stammen. Jedenfalls nicht von einem lebenden.

Der Rotzbengel greift nun ebenfalls in seinen Sack und zieht eine exakte Kopie jener Maske hervor, setzt sie auf und verharret reglos – wie eine gespannte Feder.

Dann fischt der rundliche Businessman den gleichen Mumenschanz wie der Junge und der Schnauzer aus seiner Tasche. Hastig nimmt das hagere Männlein sein Apollogesicht zur Hand, während Großhorr sich die Marmorhülle eher gemächlich übers Gesicht zieht. Es folgen der Hüne und der Vitruvmann. Der lockige Typ hat unterdessen sein Hawaiihemd verschwinden lassen und trägt jetzt einen schwarzen Overall wie die anderen. Dann verwandelt auch er sich in den Gott des Lichts, der Jugend und der Schönheit. Den Abschluss macht der Witzbold mit den dicken Lippen. Alle neun sind jetzt gesichtslos und uniformiert.

Einer von ihnen dreht sich zu mir um.

»Schläfst du?« Es ist der, dessen Schnauzbart jetzt nicht mehr zu sehen ist.

Auch ich ziehe meine Maske hervor – als Letzter.

Wir sind da.

Die Wand, aus der wir heraustreten, ist ein einziges riesiges Bild: ein naives, grellbuntes, süßliches Graffiti: Es zeigt lächelnde,

braungebrannte Helden mit kantigem Kinn, deren Köpfe in Seifenblasen stecken, arische Frauen in silbernen Overalls und lachende Kinder mit klugen, erwachsenen Augen. Gläserne Wolkenkratzer schwingen sich leicht empor, und darüber wölbt sich ein wolkenloser Himmel. Dieser geht nahtlos in das blaue Weltall über, unten starten Dutzende weißer Raumfähren vom Typ Albatros, offenbar auf dem Sprung durch den interstellaren Raum. Ihr Ziel ist es, neue Welten zu erobern und von dort Brücken zu errichten zu unserer Erde, die vollkommen überfüllt ist mit glücklichen Menschlein.

Zwischen Himmel und Weltraum steht in meterhohen Lettern der Name dieser rosaroten Utopie: FUTURE.

Weiß der Teufel, wann das hingepinselt worden ist. Muss lange her sein – ist ja alles noch gemalt, keine Wandprojektion, kein Großbildschirm wie heute üblich. Damals hat man noch Geld für Farben ausgegeben, um die vielen Kinder zu malen. Und man glaubte noch an die Eroberung des Weltraums. Eines ist jedenfalls sicher: Dieses Wandbild ist seit seiner Entstehung noch kein einziges Mal gereinigt worden: Eine braune Schicht aus Ruß und Fett hat sich darübergelegt, wie bei einem mittelalterlichen Gemälde. Unter dieser fettigen Patina hat der Himmel sich verdüstert, und auch die Menschen machen keinen besonders gesunden Eindruck mehr: Ihre grinsenden Münder zeigen gelbe Zähne, sie starren aus gelben Augen, ihre Freude wirkt gekünstelt, fast wie bei KZ-Häftlingen, die ein Zeitungs-fotograf angewiesen hat, schön brav zu lächeln.

Schon komisch. Die Menschen, die dem Künstler dieses Werks vor Jahrhunderten Modell standen, haben sich seither wahrscheinlich kein bisschen verändert. Ihre Porträts dagegen sind trübe, verrußt und rissig geworden. Die Zeit schadet den Bild-

nissen, das wusste schon der ewige Jüngling O. Wilde. Wir dagegen pfeifen auf die Zeit. Sie kann uns nichts mehr anhaben.

Dort, wo sich unser Liftausgang befindet, hat der Künstler originellerweise das letzte Raumschiff hingemalt, das offenbar noch auf den Start ins tiefe Blau des Weltalls wartet. Die Aufzugtür entspricht dabei natürlich genau der Einstiegs Luke des intergalaktischen Shuttles.

Wir steigen also in einer veralteten ZUKUNFT aus einem Fluggerät, das noch gar nicht zu den Sternen aufgebrochen ist. Und damit letzten Endes genau das Richtige tut, denn alle Unternehmungen in diese Richtung waren sowieso ein Griff ins Klo.

Und da liegt sie vor uns: die Gegenwart.

Die Halle, in der wir uns jetzt befinden, ist etwa fünfzig Meter hoch und dürfte sowohl in der Länge als auch in der Breite jeweils einen halben Kilometer messen; genauer lässt sich das nicht sagen, denn ihr ganzes Ausmaß ist von hier aus nur schwer zu erkennen. Vom Boden bis zur Decke ragen Gerüste in die Höhe, die ausschließlich aus zusammengeschaubten Kompositenelementen bestehen. Das Ganze sieht aus wie ein gigantisches Megamarkt-Lager mit endlosen Regalen und Zwischengeschossen. In diesem riesigen Skelett aus Stangen und Brettern leben, wie in einem Korallenriff, die merkwürdigsten Lebewesen.

Die Stockwerke sind gerade mal eineinhalb Meter hoch, man muss also ständig gebückt gehen. Manche Box begrenzt ihr Territorium mit einem wackeligen Zaun, andere sind mit notdürftigen Wänden aus allerlei Gerümpel versehen, wieder andere präsentieren sich völlig nackt. Es gibt hier sicher eine Million solcher Boxen, auf die genau eine Million menschlicher Leben verteilt sind. Überall, in jeder einzelnen Minizelle hat je-

mand seine Wohnstatt, betreibt einen Laden, ein Nachtquartier oder eine Garküche. Ein scharfer Dunst hängt in der Luft: ein dampfendes Gewaber aus menschlichem Atem und rauchenden Kochstellen, gemischt mit Schweiß, Gewürzen, Urin und exotischen Duftstoffen.

Die Gerüste stehen eng beieinander, mit Anlauf kann man leicht von dem einen auf das nächste hinüberspringen. Selbst im dreißigsten Stockwerk – sofern man diese winzigen Ebenen so bezeichnen mag – braucht man sich vor so einem Sprung nicht zu fürchten, denn die Gerüste sind überall mit Hängebrücken und kleinen Seilbahnen verbunden, oder es hängt Wäsche zum Trocknen an Leinen. Sollte man also tatsächlich einmal stolpern, bleibt man auf jeden Fall irgendwo hängen.

Zwischen diesen Myriaden von Wohnmuscheln wuselt eine bunte, unüberschaubare Menschenmenge umher. Ständig überfüllt ist die erste Ebene, das sogenannte Erdgeschoss – auch wenn die eigentliche Erdoberfläche etwa dreihundert Meter tiefer liegt. Doch auch die anderen Ebenen brodeln förmlich vor Gesichtern, die nie ganz »verdampfen«, und auch auf den wenig vertrauenswürdigen Verbindungsstegen herrscht reger Verkehr – mitunter sieht es so aus, als hingen die Menschen einfach in der Luft. Über die Treppen, die in vergitterten Schächten verlaufen, schiebt sich unaufhaltsam eine träge Menschenmasse vom Boden bis unter die Decke. Hinzu kommen geschätzte zehntausend Leitern, die die Ebenen vollkommen willkürlich miteinander verbinden. Schließlich sind hier und da noch kleine, verdächtig wackelige, mitunter wieselflinke Hebebühnen zu erkennen, die besonders risikofreudige Fahrgäste und deren oft ziemlich merkwürdige Fracht trotz all des höllischen Durcheinanders offenbar an genau den richtigen Ort befördern.

Und doch ist dieses riesige Bauwerk irgendwie ... nein, nicht durchsichtig, aber doch löchrig. Vereinzelt lässt sich durch all die Gitter, Wände, Übergänge, Balkons und Wäschestücke tatsächlich die Decke über der Halle erkennen, die ebenfalls den Weltraum mit Sternen und ziemlich geschmacklos dargestellten Planeten zeigt – die Fortsetzung jenes gigantischen Wandbilds, aus dem wir herausgetreten sind. Und so blicken die stolzen Astronauten an der Wand aus ihren Seifenblasenhelmen unentwegt auf diesen Hexenkessel, der sich vor ihren weisen und gütigen (vielleicht ein wenig gelbsüchtigen) Augen abspielt. Man meint ihnen anzusehen, wie sie, starr vor Schreck, darüber nachdenken, ob es nicht doch das Beste für sie wäre, schleunigst in den Weltraum abzuhausen.

Seid begrüßt, Menschen der ZUKUNFT. Willkommen in den Favelas.

Der Lärm hier ist kaum auszuhalten. Es sind eine Million Menschen, die alle gleichzeitig reden – und jeder in seiner Sprache. Sie plärren die neuesten Pop-Ohrwürmer, stöhnen, schreien, lachen, flüstern, fluchen und weinen.

Ich fühle mich wie in einer Mikrowelle.

Es scheint, als könnte ich mich nicht einmal als Einzelner durch dieses Gedränge schlagen, selbst mit meiner Spezialtechnik. Ganz zu schweigen von einer Zehnergruppe, die immer zusammenbleiben muss ...

»Keilformation«, befiehlt mir unser Gruppenführer. Hinter der Apollomaske verbirgt sich Al, der mit dem Schnauzer, der vorhin den zwielichtigen Teenager zugetextet hat.

Ich kann seine Stimme in dem Lärm nicht richtig verstehen; es ist, als ob ich das Kommando von den Lippen seiner Maske ablese.

»Keilformation!«, brülle ich.

Der Riese mit der Schnupfennase – Daniel – tritt nach vorn. Dahinter kommen Al und Anton, der rundliche Businessstyp. Die dritte Reihe bilden der ewig grinsende Benedikt, der Teenager, an dessen Namen ich mich gar nicht erinnern will, und der hagere, nervöse Alex. Den Abschluss machen Bernard mit der dicken Lippe, der lockige Viktor, der Vitruvmann Josef und ich.

»Marsch«, stößt unser Gruppenführer hervor – vermute ich zumindest.

»Marsch!«, brülle ich aus Leibeskräften.

Am liebsten würde ich die Menge nach allen Seiten wegstoßen, diese Nichtstuer auseinandertreiben, sie niedertrampeln, doch stattdessen mache ich mich klein wie in einer stählernen Schraubzwinge, richte meinen Blick auf Al und auf Daniel und lasse mich von ihrer Kaltblütigkeit anstecken. Ich bin Teil der Gruppe. Um mich herum sind meine Kampfgenossen. Wir sind ein Mechanismus, ein Organismus. Wenn doch nur Basile hier wäre ... anstatt dieser minderjährigen Pfeife. Aber Basile ist selber an allem schuld. Selber. Selber!

Meine Wut von eben hat sich gelegt. Ich marschiere.

Unsere Formation kriecht vorwärts wie ein Panzer.

Zuerst geht es schwer: In diesem Hexenkessel bemerkt man uns nicht sofort. Doch schon stolpert das erste Augenpaar über die schwarzen Höhlen in unseren Masken, dann bleibt ein Blick an den glatten Marmorstirnen und den erstarrten Marmorlocken haften, an den zusammengeschweißten Lippen und den perfekt konturierten Nasen, und schließlich fliegt ein Raunen durch die Menge:

»Die Unsterblichen ... die Unsterblichen ...«

Und die Masse bleibt stehen.

Wenn Wasser auf null Grad abkühlt, erstarrt es nicht unbedingt gleich. Legt man aber nur ein Stückchen Eis hinein, so beginnt der Prozess sofort, und die Oberfläche wird nach allen Richtungen hin von einem Eispanzer bedeckt.

Genauso scheint sich auch jetzt um uns eine Kälte auszubreiten, die Obdachlose, Krämer, Arbeiter, Piraten, Dealer, Diebe und all die anderen gescheiterten Existenzen gefrieren lässt. Erst hören sie auf herumzulaufen, starren uns reglos an, dann machen sie sich möglichst klein und verdünnisieren sich nach allen Seiten, rücken irgendwie zusammen, auch wenn das kaum möglich scheint.

Wir bewegen uns unterdessen immer schneller vorwärts, schneiden uns durch die Masse, hinterlassen eine Spur, eine Schramme, die lange braucht, bis sie wieder verheilt, als ob die Menschen sich fürchteten, denselben Boden zu betreten wie wir.

»Die Unsterblichen ...«, raschelt es hinter uns immer weiter.

Es ist ein kriecherisches, ängstliches Flüstern, aber auch Hass und Verachtung liegen darin.

Scheiß drauf.

Mit einem Schlag verstummen die Gespräche in den winzigen, schmutzigen Garküchen, in denen die glücklicheren Besucher fast schon übereinandersitzen, während die anderen in Trauben von den Balkons hängen, sich dort auf abenteuerliche Weise festhalten und aus zerkratzten Näpfen irgendein unsägliches organisches Gebräu schlürfen. Die Wohnmuscheln fahren ihre Stielaugen aus, die Bewohner strömen auf Galerien und Brücken, um sich von unserer Anwesenheit zu überzeugen. Mit ängstlichen Blicken verfolgen sie unsere Bewegungen. Jeder will wissen, wohin wir gehen.

Wen wir suchen.

Al wirft einen Blick auf seinen Komm, dann befiehlt er: »Nach links.«

»Nach links!«

Wir wenden uns einer kleinen Treppe zu, die zwischen einem Kabinett für vertikale Massage und einem Salon für virtuellen Sex hindurchführt. Ein baumlanger Kerl mit plattgedrückter Nase stellt sich uns in den Weg, doch Daniel schleudert ihn ohne viel Federlesens beiseite, dass er reglos am Boden liegen bleibt.

»Ins Fünfzehnte«, sagt Al.

Das Flüstern der Menschen fliegt uns voraus ins fünfzehnte Geschoss, viel schneller, als wir die quietschende Leiter hinaufklettern können, zumal diese so schwankt, dass wir uns wie Affen an einer Liane fühlen.

Da oben brennt sicher schon die Hütte, denke ich. Gut so.

Oben angekommen, laufen wir über mehrere enge Hängebalkone an einer endlosen Reihe von Kabinen, Behausungen und Zellen entlang. Menschen springen beiseite. Wer zu langsam reagiert oder sich vor lauter Schreck nicht mehr rühren kann, wird aus dem Weg geräumt.

»Schneller!«, ruft Al. »Schneller!«

Völlig aufgelöst, wirft sich uns eine junge Frau entgegen, die Arme irgendwie blödsinnig nach vorn gestreckt. Ihre Hände sind mit einer gelben Substanz beschmiert.

»Geht wieder! Geht! Nein! Ich lasse euch nicht durch!«

»Hau ab, dumme Kuh!«, schreit einer und versucht sie von uns wegzuziehen. »Was machst du?! Du bringst doch nur ...«

»Aus dem Weg!«, brüllt Daniel.

»Die können wir brauchen«, beschließt unser Gruppenführer.  
»Festsetzen!«

Anton zieht seinen Schocker und stößt ihn der Frau in den Bauch. Wie vom Blitz getroffen, stürzt sie zu Boden und bringt kein Wort mehr hervor. Der Mann starrt zuerst ungläubig auf die Frau, dann stößt er Anton mit beiden Armen gegen die Schultern, dass dieser durch das morsche Balkongeländer bricht und im Abgrund verschwindet.

»Hier ... Hier muss es irgendwo sein!«, ruft unser Kommandeur.

Antons unerwarteter Fall hat bei dem Unbekannten eine Art Starre ausgelöst – im nächsten Augenblick bekommt er einen Schocker aufs Ohr und sinkt wie ein Sack zu Boden. Ich schaue vom Balkon hinab: Anton ist ein paar Stockwerke tiefer auf einem Querbalken gelandet. Er zeigt mir den erhobenen Daumen.

Vor einem winzigen Nudelimbiss bleiben wir stehen. Der Verkäufer passt nur sitzend hinter die zwergenhafte Theke, hinter ihm hantiert ein Koch auf engstem Raum, es gibt eine Reihe Hocker auf abgesägten Beinen, am Ende des Raumes befindet sich ein Vorhang, dort geht es zur Toilette. Der gesamte Imbiss ist nicht größer als ein Kiosk. Die Nachbarn sind alle in Sichtweite – keine Möglichkeit sich zu verstecken. An der Wand neben der Kasse zeigt ein Hologramm einen muskulösen Typen in einem engen rosa Gummianzug. Seine Augen sind geschminkt, aus dem Mund ragt eine lila Zigarre, die vor sich hinquälmt und je nach Standpunkt auf unzweideutige Art ihren Neigungswinkel verändert.

Ich muss gleich kotzen.

Auf der braunen Glatze des untersetzten Kochs prangt ein weißes Tattoo mit der Aufforderung: »Nimm mich«. Auch der Mann an der Kasse ist aufgedonnert, die Haare gegelt, die Zunge mit

einem fluoreszierenden Stab gepierct. Als er Daniel erblickt, fährt er mit seinem blinkenden Schmuckstück langsam über die geschminkten Lippen. Sieht so aus, als wären wir falsch.

»Kannst die Maske gern anbehalten«, sagt er. »Ich mag's anonym. Und lass auch die Stiefel dran ... Die sind so schön brutal.«

»Hier?« Daniel wendet sich Al zu. »Bisschen seltsam für ein Squat.«

»Das Signal kam von hier«, entgegnet der Gruppenführer irritiert und starrt auf seinen Kommunikator. »Und diese Tussi eben ...«

Plötzlich bemerke ich, dass sich der Vorhang an einer Stelle leicht hebt. Ein Paar großer Augen starrt mich an. Es folgt ein unterdrücktes Quieken, dann Geflüster ... Ich schiebe Daniel, der den Eingang versperrt, beiseite, mache blitzartig einen Bückling, tauche zwischen den neugierigen Schwulen und ihren langsam kalt werdenden Nudeln hindurch und steuere auf die Toilette zu ...

»He!«, ruft mir der Kassierer nach. »Was soll das?!«

Mit einem Ruck ziehe ich den Fetzen beiseite. Keiner da.

Der Raum ist so niedrig, dass man nur gebückt hineinpasst. Die Wand hinter der Kloschüssel ist mit Angeboten für schnellen, anonymen Sex vollgekritzelt, auch metrische Angaben sind zu lesen, in den meisten Fällen wahrscheinlich übertrieben. Auf der linken Seite hat irgendein Möchtegern-Künstler einen anatomisch korrekten Penis eingeritzt und ihn wie ein Familienwappen mit Bändern eingerahmt, deren Aufschrift die unvorstellbarsten Obszönitäten enthält. Dort, wo das Wort »schmatzend« steht, erkenne ich einen winzigen Fingerabdrucksensor. Sehr originell.

Ich gehe einen Schritt zurück und trete mit dem Stiefel gegen die Wand. Sie reißt ein wie Pappe und gibt den Blick auf einen Durchstieg sowie eine nach unten führende Stehleiter frei.

»Hier!« Ich springe als Erster.

Schon im Fallen höre ich ein Kreischen und weiß: Ich habe sie. Das Signal war also echt. Sie haben es nicht mehr geschafft abzuhaufen. Adrenalin schießt durch meinen Körper. Das ist sie, die Jagd.

Jetzt entkommt ihr uns nicht mehr, Bastarde.

Ein winziges Zimmer im Halbdunkel. Auf dem Boden irgendwelche Kunststoffmöbel, ein Haufen Kleider, eine gekrümmte Gestalt ... Ich spüre Übelkeit in mir aufsteigen. Noch ehe ich alles registriert habe, flammt das Zimmer auf, ich gehe kopfüber zu Boden, vor meinen Augen wabern feurige Ringe, und für einen Moment verschlägt es mir den Atem. Doch schon im nächsten Augenblick rolle ich zur Seite, stoße mich ab und werfe mich blindlings auf ihn, ertaste mit den Fingern den Hals, dann die Augen – und drücke zu. Er heult auf.

Ich fasse nach meinen Schocker und komme gerade noch einer fremden, feuchten Hand zuvor, die ebenfalls danach greifen will. Ich reiße ihn aus dem Halfter und stoße ihn in weiches Fleisch.

Zzz ... Ich drücke noch mal. Ruhig noch ein bisschen mehr. Damit du schön liegen bleibst, Arschloch.

Schließlich wälze ich den schlaffen Körper von mir und verpasse ihm einen müden Fußtritt.

Wo sind eigentlich die anderen geblieben?

Ich schleudere Säcke und Stühle herum, lasse an ihnen aus, womit ich meinen Gegner verschont habe.

Hinter einem Sofa in der Ecke des Zimmers entdecke ich das Schlupfloch.

Wo bleibt ihr?!

Von oben ertönen Flüche und Poltern. Offenbar haben sie da auch alle Hände voll zu tun. Ich kann nicht mehr zurück. Die kommen schon zurecht. Jetzt höre ich es wieder, dieses gedämpfte, hohe Quieken. Das Nest muss ganz in der Nähe sein.

In diesem Durchgang kann alles Mögliche versteckt sein. Gesetzesbrecher sind manchmal gut bewaffnet. Aber ich darf jetzt nicht zögern, denn es kommt auf jede Sekunde an. Wenn es ihnen gelingt zu entkommen, war die ganze Razzia für die Katz.

Ich hieve das reglose menschliche Bündel vom Boden hoch und stopfe es in das Schlupfloch. Von der anderen Seite ertönt ein Schrei. Das Bündel beginnt zu zucken, irgendwie ungut, konvulsivisch. Dann erstarrt es wieder. Jemand zieht es von der anderen Seite weiter. Wieder ein Aufschrei, diesmal voller Verzweiflung:

»Maxim!«

Aha, da hat jemand wohl kapiert, dass sie einen von ihren eigenen Leuten fertiggemacht haben.

Das Atmen fällt mir noch immer schwer. Meine Rippen schmerzen. Ich checke meinen Schocker, er gibt ein leises Summen von sich. Maximal zulässige Ladung. Der Durchgang ist eng wie der Magen einer Python, aber ich muss da jetzt durch! Am besten gleich springen, solange sich ihr Rachen noch nicht zusammenzieht und sie mich erstickt ...

Ein Hechtsprung, und ich bin drin, bevor die auf der anderen Seite begreifen, dass ich nur ein Mensch bin.

Aufs Geratewohl prügle ich auf die verschwommenen Umrisse vor mir ein. Noch während sie fallen, werden ihre Konturen schärfer. Dann höre ich ein dünnes, schluchzendes Weinen.

»Aufhören!«

»Keiner rührt sich, ihr Säcke!«, brülle ich und verkünde im nächsten Augenblick die glühende Losung:

»Vergiss den Tod!«

Mit diesen Worten, diesem feurigen Brandzeichen, markiere ich sie alle, drücke sie fest, lähme sie. Wer sich bis dahin noch gewehrt hat, lässt jetzt die Arme sinken. Wer geweint hat, winselt nur noch. Sie alle wissen: Jetzt ist es vorbei.

Dann wollen wir mal sehen. Ich drücke auf den Lichtschalter.

Das Zimmer ist in grellen Farben gestrichen, eine Wand zitronengelb, die andere tiefblau, beide vollgeschmiert mit irgendwelchen Kritzeleien, als wäre hier ein Schwachsinniger mit Koordinationsstörungen am Werk gewesen: Türme, Menschen halten sich an den Händen, Wolken, die Sonne.

Die Einrichtung besteht aus Matratzen. Nicht gerade luxuriös. Und eng ist es hier, dass man kaum atmen kann. Wie passen wir hier bloß alle rein?

Auf dem Boden liegen zwei Frauen und der Typ von vorhin. Letzterer berührt mit der Nase meinen Stiefel. Der Kopf der einen Frau liegt in einer grünen, stinkenden Pfütze – von hier sieht es aus, als trüge sie einen Heiligenschein. Ich spüre, dass auch mir ätzender Saft in den Hals steigt.

Drei weitere junge Frauen drücken sich an die Wand. Die eine, blauäugig mit kurzem, dunkelblauem Kleid, hat ein maunzendes Bündel auf den Armen. Die zweite, eine nach außen schielende, gefärbte Blondine, presst die Hand auf den Mund eines etwa eineinhalbjährigen Mädchens, dessen spärliches schwar-

zes Haar unter einer rosa Mütze hervorlugt. Das Mädchen blökt beleidigt etwas und versucht sich dem Griff der Mutter zu entziehen, doch deren Hand sitzt fest, als hätte sie einen Starrkrampf. Vom Gesicht des Mädchens sind nur die Augen zu sehen – die gleichen schmalen Schlitze wie bei der Mutter. Die dritte Frau hat ihre roten Haare in tausend Zöpfchen geflochten. Sie versucht mit ihrem Körper einen flachsblonden Jungen von etwa drei Jahren zu verbergen. Der Junge streckt mir eine dümmliche, glatzköpfige Babypuppe entgegen, der ein Bein fehlt. Er hält sie, als wäre sie eine Waffe. Eine Puppe, ist ja irre ... Ob sie die vom Flohmarkt haben oder von einem Trödler? Die Puppe scheint mich mit ihren etwas gruseligen, beinahe verständigen Augen zu fixieren.

»Komm, lass uns Fangen spielen«, tönt sie monoton. »Aber dazu brauche ich erst mein Bein zurück! Wie soll ich sonst vor dir weglaufen? Gib mir mein Bein zurück, und lass uns spielen, ja?«

Die anderen schweigen. Also mache ich den Anfang.

»Wir haben ein Signal von hier erhalten und müssen es überprüfen. Sie werden verdächtigt, illegal Geborene zu verbergen. Wir werden jetzt einen DNA-Test durchführen. Wenn Ihre Kinder gemeldet sind, haben Sie nichts zu befürchten.«

Ich sage »wir«, obwohl ich hier immer noch ganz allein stehe.

»Mama! Keine Angst, ich habe ihn im Visier!«, verkündet der Junge und macht einen wackeligen Schritt nach vorn.

Die Frau beginnt zu schluchzen.

»Nein ... Bitte nicht ...«

»Sie haben nichts zu befürchten«, wiederhole ich lächelnd.

Ich sehe die drei an und weiß, dass ich lüge. Sie haben allen Grund, vor Angst zu schlottern, denn sie haben sich schuldig gemacht. Der Test wird bestätigen, was ihre Blicke verraten.

Der Einzige, der keine Angst zu haben scheint, ist der Junge. Warum? Hat man ihm etwa keine Schauermärchen von den Unsterblichen erzählt?

»Sie da«, sage ich und nicke der zerzausten Blauäugigen mit dem Säugling zu. »Treten Sie vor.«

»Sollen wir Fangen spielen?«, nölt die Puppe noch immer und blickt mich schief an. »Aber gib mir vorher mein Bein zurück ... Wie soll ich sonst laufen?«

Ich blockiere den einzigen Ausgang; es gibt keine andere Fluchtmöglichkeit – weder für sie noch für die Puppe noch für mich. Auch ich täte nichts lieber, als aus diesem stinkigen Loch zu verschwinden.

Gehorsam, wie hypnotisiert, macht die Frau in dem blauen Kleid einen Schritt nach vorn. In ihren hellblauen Augen könnte man glatt ertrinken. Das Kind wird allmählich stiller – vielleicht schläft es gerade ein.

»Ihren Arm.«

Etwas linkisch hält sie den Säugling mit dem einen Arm, während sie den anderen ausstreckt und mir ihre Hand hinhält. Sie wirkt schüchtern, als habe sie doch noch eine leise Hoffnung. Ich nehme ihre Hand wie zum Gruß und überstrecke dabei ihr Gelenk, sodass der Puls freiliegt. Dann nehme ich den Scanner und drücke ihn an. Ein leises, melodisches Signal. Der Klingelton heißt »Glöckchen«, ich habe ihn selbst ausgewählt. Gewöhnlich entspannt das ein wenig die Situation.

»Gemeldete Schwangerschaften?«

Als wäre die junge Frau aus ihrer Trance erwacht, versucht sie mir mit einem Ruck ihre Hand zu entreißen. Es ist, als hätte ich ein Tier gefangen, ein warmes, bewegliches Tier, das sich mir anfangs naiv anvertraut hat und nun, da ich es packe und

ihm den Hals umdrehen will, wild zu zappeln beginnt – obwohl es weiß, dass es aus meinem stählernen Griff kein Entkommen gibt.

Es dauert etwas, bis der Scanner die Information mit der Datenbank abgeglichen hat, doch dann teilt er mit: »*Elizabeth Duris 83A. Keine Schwangerschaft gemeldet.*«

»Ist das Ihr Kind?« Ich blicke der Frau ins Gesicht, ohne ihre Hand loszulassen.

»Nein ... Ja, doch«, stottert sie verwirrt. »Es ... Sie ... Es ist ein Mädchen ...«

»Geben Sie her.«

»Wie bitte?«

»Das Handgelenk des Mädchens.«

»Nein!«

Ich ziehe sie zu mir und beginne das Bündel zu öffnen. Darin liegt ein winziges rötliches Geschöpf, das eine gewisse Ähnlichkeit hat mit einem nackten, runzligen Äffchen. Tatsächlich, ein Mädchen. Sein Körper ist überall mit einem gelben Zeug beschmiert. Es ist höchstens einen Monat alt. Besonders lang hat es sich nicht vor uns verstecken können.

»Nein, bitte nicht ...«

Elizabeth Duris' Kleid bekommt auf einmal feuchte Stellen: Muttermilch. Ich sag's ja, sie sind wie Tiere. Ich lasse sie los, fasse das winzige Affenpfötchen und drücke den Scanner dagegen.

Klingeling!

Manche von uns legen für das Ende des DNA-Scannings einen Klingelton namens »Guillotine« an. Sehr witzig.

»Kindesanmeldung überprüfen.«

»Ich will Fangen spielen!«, fordert die einbeinige Puppe immer aufdringlicher.

»Es liegt keine Kindesanmeldung vor«, teilt der Scanner mit.

»Komm, Mama, wir gehen, ja? Ich will spazieren gehen!«

»Still, mein Junge ...«

»Verwandtschaftsgrad mit vorheriger Probe feststellen.«

»Blutsverwandtschaft ersten Grades.«

»Ich mag den Mann nicht!«

»Danke für Ihre Kooperation.« Nickend entlasse ich die Frau im blauen Kleid und wende mich der Rothaarigen zu:

»Jetzt Sie.«

Schluchzend weicht sie zurück, schüttelt heftig den Kopf. Ich schnappe mir ihren Bengel.

»Lass mich los! Lass mich sofort los!«

»Sollen wir Fangen spielen?«, fährt die Puppe dazwischen.

Auf einmal dreht sich der kleine Scheißer zu mir um und schnappt mit den Zähnen nach meinem Finger.

»Lass uns in Ruhe!«, schreit er. »Geh weg!«

Sieh mal an, bis aufs Blut. Ich nehme ihm die Puppe weg, hole aus und lasse sie auf den Boden krachen. Der Kopf reißt ab und fliegt durch den Raum.

»Das tat weh. Mach das bitte nicht noch mal«, tönt der Kopf beleidigt mit der Stimme eines sehr alten Mannes – offenbar ist der Lautsprecher hinüber.

»Warum hast du das gemacht?!«, schreit der Junge und versucht mich mit seinen schmutzigen Fingernägeln zu kratzen.

Ich packe ihn am Kragen und schüttele ihn in der Luft.

»Hör sofort auf!«, kreischt die Rothaarige. »Rühr ihn nicht an, du Monster!«

Der Bengel hängt noch immer an meiner einen Hand, während ich sie mit der anderen wegstoße.

»Zurück!«

Klingeling!

»Kindesanmeldung überprüfen!«

»*Es liegt keine Kindesanmeldung vor.*«

»Gib her! Gib mir meinen Sohn zurück, du perverses Schwein!«

»Ich warne Sie ... Sonst bin ich gezwungen ... Zurück!«

»Gib mir meinen Sohn wieder, du Tier! Du Bastard!«

»Was hast du gesagt?!«

»Bastard!«

»Sag das noch mal!«

»Du Ba...«

*Zzzzzzz. Zz.*

Es ist, als hätten sich ihre Muskeln und Knochen in Wasser verwandelt – wie ein leerer Schlauch sackt sie zu Boden.

Klingeling!

»Entschuldigen Sie ... Dürfen ... Dürfen wir jetzt gehen?«, sagt die Blauäugige, als wäre sie eben erst aufgewacht.

»Nein. Verwandtschaft mit der vorherigen Probe feststellen.«

»Aber Sie haben doch gesagt ...«

»Ich habe Nein gesagt! Verwandtschaft feststellen!«

»Was hast du mit meiner Mama gemacht?!«

»Komm mir bloß nicht zu nahe, du kleiner Scheißer!«

»Mama! Mama!«

»*Blutsverwandtschaft ersten Grades.*«

»Das tut mir weh. Ich wollte doch bloß Fangen spielen.«

»Aber wieso? Ich verstehe nicht ...?«, insistiert die Blaue.

»Sie müssen warten, bis der Kommandeur unserer Gruppe eintrifft.«

»Wozu? Warum?« Völlig aufgelöst, berührt sie ihre Brust und betrachtet ihre Hand. »Verzeihen Sie ... meine Milch ... Wenn ich mich nur umziehen könnte ... Ich bin ja ganz ...«

»Sie haben gegen das Gesetz über die Wahl verstoßen. Laut Punkt vier des Gesetzes haben Sie verantwortungslos Nachkommen gezeugt, Ihr Kind gilt somit als illegal geboren.«

»Aber sie ist doch noch so klein ... Ich wollte doch ... Ich bin nur noch nicht dazu gekommen!«

»Bleiben Sie, wo Sie sind. Wir müssen warten, bis der Kommandeur unserer Gruppe eintrifft. Nur er ist befugt, Ihnen die gesetzlich vorgeschriebene Injektion zu verabreichen.«

»Injektion? Die Spritze? Sie wollen mir die Spritze geben? Mich mit Alter infizieren?!«

»Ihre Schuld ist bewiesen. Hör auf zu brüllen! Bist du ein Baby, oder was?! Ihre Schuld ist bewiesen!«

»Aber ich ... Aber ... Ich wollte doch ...«

Die gefärbte Asiatin ist bis zu diesem Moment einfach still dagestanden, als hätte man ihr die Batterien rausgenommen. Doch offenbar war das nur Teil ihrer Finte, die mich völlig unvorbereitet trifft: Urplötzlich nimmt sie Anlauf, rammt ihre Schulter gegen eine Wand – und bricht sie komplett aus ihrer Verankerung. Im nächsten Augenblick ist sie im dampfenden Abgrund verschwunden. Ihre Tochter ist völlig perplex – genauso wie ich. Auf ihren kurzen Beinchen trippelt sie auf den gähnenden Schlund zu und quäkt:

»Mama? Mama?«

Ich muss grinsen.

Das Mädchen knickt ein, lässt sich auf alle viere fallen, dann auf den Bauch und schiebt sich bereits mit dem Rücken voraus ins Nichts – ganz so, als würde sie von einem Sofa auf den Boden klettern. Im letzten Augenblick halte ich sie fest. Sie beginnt zu weinen.

»Lassen Sie uns gehen ...«

»Das tut weh. Ich wollte doch nur ...«

»Halt die Klappe!«

Ich halte das sich windende Mädchen an mich gedrückt und kicke den Puppenkopf auf Nimmerwiedersehen aus dem Zimmer. Der Bengel starrt mich an, als wäre ich der Teufel. Dabei weiß er noch gar nicht, was ihn erwartet.

»Können Sie uns nicht gehen lassen, solange Ihr Vorgesetzter noch nicht da ist? Bitte! Wir sagen es auch niemandem, Ehrenwort!«

»Sie haben! ... Gegen das Gesetz! ... Verstoßen! ... Ja, Sie!«

»Mama?«, fragt mich die Kleine. Die rosa Mütze ist ihr über die Augen gerutscht.

»Ich flehe Sie an ... Was kann ich Ihnen ...«

»Sie haben! ... Ein illegales Kind geboren! ... Und das ist! ...«

»Was immer Sie wollen ... Soll ich Ihnen ...«

»Also! Wird! Ihnen! Die! Übliche! Injektion! Verabreicht!«

»Aber begreifen Sie doch ...«

»Und! Ihr! Kind! Wird! Konfisziert!«

»Ich bin nur noch nicht dazu gekommen! Ich wollte ja, aber ich habe es nicht geschafft!«

»Das geht mich nichts an!«

»Haben Sie doch ein Herz! Um ihretwegen ... Wenigstens um des Mädchens willen ... Sehen Sie die Kleine doch an!«

»Jetzt hör mir mal gut zu! Ich pfeife auf dich und deine kleine Meerkatze, kapiert?! Du hast gegen das Gesetz verstoßen! Mehr weiß ich nicht und will ich auch gar nicht wissen! Hat's dich zu sehr gejuckt? Dann hättest du doch wenigstens Pillen schlucken können! Was um alles in der Welt hat dir denn so gefehlt?! Was?! Wozu brauchtest du unbedingt ein Kind?! Du bist jung! Gesund! Für immer! Geh doch arbeiten! Schau, dass du aus die-

ser Scheiße rauskommst! Leb ein normales Leben! Die ganze Welt steht dir offen! Alle Männer sind dein! Wozu brauchtest du unbedingt diesen Affen hier?!«

»Hören Sie auf, so zu reden!«

»Aber wenn du nicht so leben willst wie ein Mensch, dann leb von mir aus wie ein Tier! Und Tiere werden nun mal alt! Und irgendwann verrecken sie!«

»Ich bitte Sie, ein letztes Mal!«

»Mam-mma?!«

»Da gibt es nichts zu bitten! Überhaupt nichts! Wegen solchen wie dir geht Europa den Bach runter! Kapiertst du das nicht?! Du hast die Anmeldung nicht vergessen; du hattest es gar nicht vor. Dachttest wohl, dass wir dich nicht kriegen. Dachttest, du verkriechst dich in dieses Wanzennest und kannst hier für den Rest deines Lebens bleiben. Tja, daraus ist wohl nichts geworden! Früher oder später finden wir euch alle. Alle!«

Sie sagt nichts mehr, sondern weint nur noch lautlos.

Ich blicke sie an und merke, dass mein Gesicht sich langsam zu entkrampfen beginnt.

»Und was wird aus meinem Mädchen? Meiner Kleinen ...«  
Die Frage gilt nicht mir, sondern ihr selbst.

»Hallo! Da ist uns also doch was ins Netz gegangen!«

Als Stimme. Ich drehe mich um.

Ein Apollogesicht erscheint im Durchgang. Der Gruppenführer schlüpft in das Zimmer und klopft sich den Overall ab. Hinter ihm kommt noch jemand angekrochen – offenbar Bernard.

»Wir hatten in paar Problemchen da oben. Hat ganz schön gedauert, bis wir das in Griff bekommen haben. Wie sieht's bei dir aus?«

»Wie du siehst ... Drei Kinder, zwei davon erwiesenermaßen illegal ... Und die Erwachsenen hier. Diese da konnte ich überführen ... Die hier habe ich noch nicht geschafft, da sie sich widersetzt haben. Die müssten also noch kontrolliert werden. Ach ja, eine ist gesprungen.«

Al tritt vorsichtig an die offene Wand und wirft einen Blick in den Abgrund.

»Ich sehe keine Leiche. Wenn sie lebt, werden wir sie finden. Ich lass mal ein Sonderkommando herkommen, damit sie die Rotznasen abholen. Bei den Erwachsenen gleichen wir noch mal die Datenbank ab, dann jeweils ein Ultraschall zur Sicherheit, dann die Spritze – und tschüss. Du passt auf, dass keiner von denen Ärger macht? Bernard, nimm mal das Kropfzeug!«

Ich nicke. Eigentlich will ich so schnell wie möglich raus aus diesem Rattenloch, damit ich endlich nicht mehr mit dem Kopf an der Decke und mit den Schultern an den Wänden anstoße. Aber ich nicke trotzdem.

Al reißt der auf dem Boden liegenden Rothaarigen das Kleid auf und drückt ihr ein Ultraschallgerät auf den Bauch: Auf dem Bild ist eine winzige Amöbe zu erkennen. Aha, die ist also auch noch schwanger. Damit wäre der Vater dann auch gleich erledigt. Er kommt auf die Fahndungsliste – und das macht dann die Runde.

Das schlitzäugige Mädchen (»Mama? Mama?«) reiche ich Bernard. Der hält dem bissigen Knaben einfach den Mund zu. Recht hat er: Sie mit Samthandschuhen anzufassen, ist jetzt sowieso sinnlos.

Dann die Spritzen. Um das leichte Zittern meiner Hände zu unterdrücken, packe ich die Frau mit dem nassen Kleid mit sol-

cher Kraft am Arm, dass sie blaue Flecken bekommt. Sie scheint es gar nicht zu spüren.

»Sie sind doch hier verantwortlich, nicht wahr?« Ein verzweifeltes Flehen liegt in ihren strahlend blauen Augen, mit denen sie in die leeren Höhlen von Als Maske starrt, während dieser den Injektor gegen ihr Handgelenk presst und abdrückt. »Sie werden meinem Mädchen doch nichts tun? Bitte, sagen Sie mir ...«

Die Antwort unseres Gruppenführers ist ein kurzes, trockenes Lachen.

## IV · TRÄUME

Jenseits des Fensters – toskanische Hügel (sicher längst abgetragen oder überbaut), in meiner Hand eine angebrochene Flasche, in meinen Ohren ihr Geschrei: »Wohin bringt ihr sie?! Wohin bringt ihr sie?! Wohin bringt ihr sie?!« Zum Henker mit der Schnecke. Immer wieder hat sie den Satz wiederholt, wahrscheinlich dreihundertmal. Das Theater hätte sie sich sparen können: Die Wahrheit wird sie nie erfahren.

Ist irgendwie hektisch gelaufen heute.

Ich nehme einen tiefen Schluck und schließe die Augen. Ich will diese Schlampe mit dem breiten gestreiften Hut sehen, mir vorstellen, wie ich ihr das kaffeebraune Rechteck runterziehe, es zerreiße, wie sie die Arme schützend vor sich hält ... Aber alles, was ich sehe, sind dunkle, kreisrunde Flecken auf einem kurzen dunkelblauen Kleid, weiße Tropfen, die durch den Stoff sickern.

Vergessen. Einschlafen.

Das Einzige, was mich jetzt erlösen kann, ist ein Kügelchen. Ich will niemanden mehr sehen. Ich finde die Schlafmittelpackung, öffne sie ... Nichts.

Mann. Mann, Mann.

Wie konnte mir das bloß passieren?

Alles nur wegen dem Streit gestern mit der Kiosk-Verkäuferin ... Dabei habt ihr zwei doch so nett geredet, du und die-

ses Automaten-Interface. Du Idiot hast einem Hologramm dein Herz ausgeschüttet – warum bist du nicht gleich mit ihr ins Bett gestiegen?

Na gut. Alles halb so schlimm. Geh einfach kurz rüber, und kauf dir ein neues Päckchen.

Der Beschluss ist gefasst – aber ich rühre mich nicht von der Stelle. Stattdessen schenke ich mir noch einen Tequila ein und starre weiter auf die grünen Hügel und die weißen Wölkchen. Meine Beine fühlen sich weich an, als hätte man sie mit Luft vollgepumpt, und in meinem Kopf schwimmt alles.

Auch wenn ich am Tradeomaten nicht die frisierte Schreckschraube sondern den großbusigen italienischen Krauskopf aufrufe, ändert das nichts: Sie spulen alle das gleiche Programm ab. Die Italienerin wird mir genauso Glückstabletten andrehen wollen («Vielleicht heute mal?»), obwohl sie ganz genau weiß, dass ich von ihr etwas anderes brauche: »Wir haben immer ein Fläschchen für Sie auf Lager.«

Ich gehe heute nirgendwo mehr hin. Lieber trinke ich noch einen. Einen Absacker. Wenn ich genügend intus habe, spült mich der Alk von selbst aus meiner stickigen Bude ins Reich der seligen Leere.

Tabs sind heute im Trend. Man kriegt sie in allen Varianten: Glückspillen, Gelassenheitspillen, Sinnpillen ... Unsere Erde ruht auf drei Elefanten, die auf dem Panzer einer riesigen Schildkröte stehen, diese wiederum auf dem Rücken eines unermesslich großen Wals – und alle miteinander werden sie von Tabletten getragen.

Ich aber brauche nur mein Schlafmittel. Alle anderen Tabs renken einem auf eine ganz bestimmte Art und Weise das Hirn zurecht. Es fühlt sich an, als hätte jemand eine völlig fremde

Person in deinem Kopf einquartiert. Die meisten Leute können das vielleicht ab, aber mich macht das wahnsinnig: In meinem Schädel ist es schon eng genug, da kann ich keine Zellengenossen gebrauchen.

Natürlich hab ich auch mal versucht, mit den Schlaftabletten aufzuhören.

Ich dachte, dass ich mich eines Tages davon befreien würde. Dass ich aufhören würde, mich jede Nacht, in der ich mich nicht mit Schlafmitteln zudröhne, in *ihm* zu verwandeln. Irgendwann muss er doch mal in Vergessenheit geraten, blasser werden, verschwinden? Es kann doch nicht sein, dass er ewig in mir sitzen wird – und ich in ihm?

Auf ex!

Der Tequila versetzt die Welt um mich in Drehung, entfesselt einen Tornado, der mich in seinen Trichter hineinzieht, mich von der Erde losreißt, mit Leichtigkeit durch die Luft wirbelt, als wäre ich nicht dieser grobschlächtige Neunzig-Kilo-Brocken, sondern die kleine Dorothy. Verzweifelt versuche ich mich mit dem Blick an der falschen Idylle hinter dem falschen Fenster festzuhalten und flehe den Wirbelsturm an, er möge mich gemeinsam mit meiner verfluchten Bude in dieses fiktive Zauberland Toskana bringen.

Nur: Mit einem Wirbelsturm kann man nichts vereinbaren.  
Ich schließe die Augen.

»Ich hau ab von hier«, höre ich ein Flüstern im Dunkeln.

»Sei ruhig und schlaf. Von hier kann man nicht abhauen«, antwortet ein anderes Flüstern.

»Ich hau trotzdem ab.«

»Sag so was nicht. Du weißt doch, wenn sie uns hören ...«

»Sollen sie doch. Mir egal.«

